

Blätter des Bundes der  
Religiösen Sozialistinnen  
und Sozialisten  
Deutschlands e.V.

2–3/13

Juli 2013 · 66. Jahrgang  
Einzelverkauf 9,- €

CHRISTIN  
CHRIST UND  
SOZIALISTIN  
CUS

## Unsere Demokratie – Erfolge und Niederlagen

Nikolaus & Anne Schneider/Katrin Göring-Eckardt  
**Bibelarbeiten: Erlassjahr, Speisung der Fünftausend**

Erhard Eppler, Wolfgang Thierse, Reinhard Gaede  
**Die SPD in ihrer Geschichte**

Friedrich Winterhager/Karlheinz Lipp  
**Der Weg in die NS-Diktatur 1933**

Reinhard Gaede  
**Religion und Kultur nach Emil Fuchs (1874–1971)**

Siegfried Katterle/Silke Portheine-Hofmann  
**Für eine Ökonomie des Gemeinwohls**

Wieland Zademach  
**Erinnerung an Jakob Petuchowski (1925–1991)**

Alois Schwarz  
**Tunis im Frühling 2013**

**Rezensionen**

**Bundesnachrichten**

# KREUZ UND ROSE



# IMPRESSUM

**CuS. Christin und Sozialistin/  
Christ und Sozialist. Kreuz und Rose.**  
Blätter des Bundes der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands, erscheint seit 1948.

## Herausgeber:

Bund der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands e.V., gegründet 1919/1926

## Vorstand:

Michael Distelrath, Reinhard Gaede,  
Dieter Hönerhoff, Anneke und Florian Ihlenfeldt, Thorsten de Jong,  
Alois Schwarz

## Redaktion:

Dr. Reinhard Gaede (v.i.S.d.P.)  
Wiesestr. 65, D-32052 Herford  
Tel. 0 52 21/34 25 56  
cus@brsd.de, reinhard-gaede@gmx.de  
Dieter Hönerhoff  
Gänsemarkt 4, D-32052 Herford  
DieterHoe@t-online.de

## Redaktions-Beirat:

Friedrich-Wilhelm Bargheer, Blomberg  
Doris Gerlach, Herford  
Jürgen Gorenflo, Norderstedt  
Dietlinde Haug, Bad Oeynhausen  
Fritz Hufendiek, Berlin  
Elmar Klink, Bremen  
Helmut Pfaff, Frankfurt  
Wieland Zademach, Unkel

## CuS/BRSD im Internet:

www.BRSD.de

## Webmaster:

Darius Dunker, Aachen  
Thorsten de Jong, Aachen

## Erscheinungsweise:

Vierteljährlich

## Abonnements:

Michael Distelrath  
Görlinger Zentrum 3, D-50829 Köln  
m.distelrath@netcologne.de

## Preise:

Einzelheft: € 8,-, Doppelnummer  
€ 9,-, Jahresabonnement, Inland:  
€ 25,-, Welt: € 35,-, Förderabonne-  
ment € 30,- oder mehr.

Kündigungen werden zum Jahresende  
wirksam. Bitte überweisen Sie den  
Betrag jeweils zum Jahresbeginn an  
den BRSD e.V., KD-Bank, BLZ 350  
601 90, Konto-Nr. 2 119 457 010  
Internationale Überweisungen:  
IBAN DE 15350601902119457010  
BIC GENODED1DKD

## Gestaltung & Layout:

Kreativ-Schmie.de, Hamburg  
www.kreativ-schmie.de

## Druck:

Ordensgemeinschaft der Armen-  
Brüder des heiligen Franziskus  
Sozialwerke e.V., Beschäftigungshilfe,  
Düsseldorf

ISSN 0945-828-X

*Christ und Sozialist / Christin und Sozialistin*

# INHALT

|                                                                              |    |
|------------------------------------------------------------------------------|----|
| <b>Editorial</b> .....                                                       | 1  |
| Nikolaus und Anne Schneider                                                  |    |
| <b>Erlassjahr – Realpolitik und Utopie befruchten sich</b> .....             | 3  |
| Erhard Eppler                                                                |    |
| <b>100 Jahre Sozialistenkongress –<br/>Für Solidarität und Frieden</b> ..... | 9  |
| Wolfgang Thierse                                                             |    |
| <b>150 Jahre SPD und Kirchen</b> .....                                       | 16 |
| Reinhard Gaede                                                               |    |
| <b>150 Jahre – Siege und Niederlagen<br/>der Sozialdemokraten</b> .....      | 22 |
| Friedrich Winterhager                                                        |    |
| <b>Der Reichstagsbrand vom 27.2.1933</b> .....                               | 31 |
| Karlheinz Lipp                                                               |    |
| <b>Verbrennung pazifistischer Literatur am 10.5.1933</b> .....               | 37 |
| Reinhard Gaede                                                               |    |
| <b>Religion und Kultur nach Emil Fuchs (1874–1971)</b> .....                 | 42 |
| Siegfried Katterle                                                           |    |
| <b>Von der Finanzmarktkrise zur Ökonomie<br/>des guten Lebens</b> .....      | 48 |
| Silke Portheine-Hofmann                                                      |    |
| <b>Steueroasen verwüsten die demokratische Landschaft</b> ..                 | 51 |
| Katrin Göring-Eckardt                                                        |    |
| <b>Die Speisung der Fünftausend</b> .....                                    | 52 |
| Wieland Zademach                                                             |    |
| <b>Erinnerung an Jakob Petuchowski (1925–1991)</b> .....                     | 58 |
| Samia Melki Fessi im Gespräch mit Alois Schwarz                              |    |
| <b>„Die Revolution hat uns verändert“</b> .....                              | 64 |

# Rezensionen

|                                        |    |
|----------------------------------------|----|
| Rainer Dörbaum                         |    |
| <b>Bonhoeffer in Finkenwalde</b> ..... | 67 |
| eBook-Tipp .....                       | 71 |

# Bundesnachrichten

|                                                                                      |    |
|--------------------------------------------------------------------------------------|----|
| Anneke Ihlenfeldt                                                                    |    |
| <b>Kirchentag im Mai, Hamburg</b> .....                                              | 71 |
| <b>Glückwunsch zum 80. Geburtstag<br/>von Prof. Dr. Siegfried Katterle</b> .....     | 74 |
| <b>Glückwünsche zum 85. Geburtstag<br/>für Pfarrer Dr. Friedrich Hufendiek</b> ..... | 75 |
| <b>Bilder und Fotos</b> .....                                                        | 76 |
| <b>Autorinnen und Autoren</b> .....                                                  | 77 |

# Editorial

Unsere Demokratie – Erfolge und Niederlagen“ ist das Thema unseres Heftes. Vom 24.–26. Mai hat in Berlin der Kongress „Umverteilen, Macht, Gerechtigkeit“ stattgefunden, an dem auch Attac, unsere Bündnisorganisation, teilnahm. In der Abschluss-Erklärung heißt es: „Die zunehmend ungleiche Einkommens- und Vermögensverteilung war und ist Nährboden der globalen Finanz und Wirtschaftskrise. Doch die geradezu obszöne Konzentration von Reichtum und Macht in den Händen Weniger wird nicht hinreichend skandalisiert. So konnten private Spekulationsverluste fast geräuschlos in öffentliche Schulden verwandelt werden, um diese Krise vorgeblich zu lösen. Jetzt regiert der Rotstift. Kürzungspolitik gilt als alternativlos und wird vielen europäischen Ländern durch undemokratische Prozesse auferlegt. Dadurch nimmt die Kluft zwischen Arm und Reich in und zwischen vielen Ländern noch weiter zu. Die Krise wird nicht bekämpft, sondern vertieft. Weltweit wächst die Gefahr steigender Armut.“

In Europa spitzt sich die Lage entgegen offizieller Schönfärberei und Durchhalteparolen zu. Immer mehr Menschen können einem europäischen Projekt nicht mehr zustimmen, das alle Lebens und Arbeitsbereiche dem Diktat der Wettbewerbsfähigkeit unterwerfen will. Selbst unter Inkaufnahme undemokratischer Maßnahmen. Neoliberale Politik dient erkennbar nur den Interessen von Großunternehmen und Vermögenden – auf Kosten der Mehrheit, der Umwelt, der Jugend und künftiger Generationen. Es droht soziale Spaltung unseres Kontinents. Das muss sich ändern.“

In unserm Heft werden undemokratische Prozesse ebenfalls analysiert. Siegfried Katterle schreibt: „Es ist schon eine Meisterleistung der Öffentlichkeitsarbeit der Finanzwirtschaft, dass sie die Finanzmarkt- und Bankenkrise und die dadurch ausgelöste Krise der Realwirtschaft in eine Staatsschuldenkrise umdeuten konnte.“ Vordringlich ist ein Abschied vom Wachstumswahn und Finanzierung von nachhaltigen Projekten durch den Staat, was durch eine sozial gerechte Steuerpolitik möglich wäre. Silke Porthelne-Hofmann hat im Fernsehen Kritik geübt an der Verwüstung der demokratischen Landschaft und Moral durch so genannte Steueroasen, die in Wirklichkeit „Räuberhöhlen“ sind.

Zwei Bibelarbeiten des Kirchentags in Hamburg sprechen ebenfalls wirtschaftliche und soziale Themen an.



**Redaktions-Beirat l.v.u. Doris Gerlach, Dietlinde Haug, Fritz Hufendiek, Reinhard Gaede, Elmar Klink, Friedrich-Wilhelm Bargheer, Helmut Pfaff, Wieland Zademach**

Nikolaus Schneider und Anne, seine Ehefrau, haben über das Erlassjahr nach dem Deuteronomium gesprochen. Keineswegs ist der Text des alten Gottesvolkes für die christlichen Kirchen belanglos, sondern ist zu lesen als Anleitung: „Realpolitik und Utopie befruchten sich gegenseitig in einem Dialog.“ „Das „Staunen der Völker“ ist „hermeneutischer Schlüssel zu einem angemessenen Umgang von Christinnen und Christen mit der Tora“. Und vorbildlich für uns ist Israels „Solidargemeinschaft und Schutzraum nicht nur für Einheimische“. Katrin Göring-Eckardt sprach auf dem Kirchentag über die Speisung der Fünftausend als eine Geschichte des Protests gegen von Menschen verursachtes Elend, die zur Solidarität des Teilens aufruft und zur Hoffnung auf ein Leben in Fülle ermutigt. Leonhard Ragaz hatte schon in seiner Schrift „Die Speisung der Fünftausend“ nach dem Zweiten Weltkrieg vom „Materialismus des Reiches Gottes“ gesprochen. Er urteilte: „Das Christentum, besser: die Sache Christi, hat durch die Vernachlässigung des Brotes zugunsten des Wortes ebenso seine Kraft verloren wie der Sozialismus die seinige durch Vernachlässigung des Wortes zugunsten des Brotes. Es wird seine volle Kraft erst wieder gewinnen, wenn es die gottgewollte Verbindung von Wort und Brot wieder herstellt.“ (Ebd. S. 12)

Beiträge von Erhard Eppler, Wolfgang Thierse, Friedrich Winterhager, Karlheinz Lipp und von mir beziehen sich auf 150 Jahre deutscher Geschichte, auf Erfolge und Niederlagen von Demokraten. Am 24.-25. Nov. 1912 fand in Basel der Friedenskongress der *Zweiten Internationalen* statt. In dem Manifest hieß es: „Droht Ausbruch eines Krieges, so sind die arbeitenden Klassen und deren parlamentarische Vertretungen in den beteiligten Ländern verpflichtet, unterstützt durch die zusammenfassende Tätigkeit des internationalen Bureaus, alles aufzubieten, um durch die Anwendung der ihnen am wirksamsten erscheinenden Mittel den Ausbruch des Krieges zu verhindern. (...) Falls der Krieg dennoch ausbrechen sollte, ist es die Pflicht, für dessen rasche Beendigung einzutreten und mit allen Kräften dahin zu streben, die durch den Krieg herbeigeführte wirtschaftliche Krise zur Aufrüttelung des Volkes auszunutzen und dadurch die Beseitigung des kapitalistischen Klassenherrschaft zu beschleunigen.“ (Laura Polex: Netzwerke und Freundschaft: Sozialdemokraten in Rumänien, Russland und der Schweiz. Göttingen, 2011 S.83, vgl. wikipedia). Erhard Eppler hat am 13.11.2012 im Basler Münster während eines Kongresses über friedenspolitische Herausforderungen eine Rede gehalten, in der er vor der Spaltung der Gesellschaft warnte und für eine gerechte Politik warb, die allein den Frieden sichern kann. Wolfgang Thierses Rede bezieht sich auf die 150 jährige Geschichte der SPD, auf das wechselvolle Verhältnis zwischen Kirche und SPD, von August Bebels Verhältnisbestimmung: Christentum und Sozialismus „wie Feuer und Wasser“ bis zum Godesberger Programm der SPD: „Zur Zusammenarbeit mit den Kirchen und Religionsgemeinschaften im Sinne einer freien Partnerschaft ist sie stets bereit“. Neben den Erfolgen der SPD, ihrer Stärkung der Demokratie und der Republik, stehen die Niederlagen, die zum großen Teil mit dem militaristischen Erbe des Kaiserreichs zusammenhängen. Das beschreibt mein Artikel, der auch an frühere Wünsche des BRSD für Initiativen in der Sozialpolitik erinnert. Friedrich Winterhager hat in einem Vortrag über den Reichstagsbrand vom 27. Februar 1933 den Stand der Forschung wiedergegeben. Karl Heinz Lipp kommt in seinem Beitrag zu dem Ergebnis: „Die Vernichtung pazifistischer Literatur 1933 und der sechs Jahre später entfesselte Zweite Weltkrieg bestätigten die

deutlichen Warnungen der breit gefächerten Friedensbewegung der Weimarer Republik: „Wer Hitler wählt, wählt den Krieg“.

Wieland Zademachs Beitrag über Jakob J. Petuchowski (1925–1991) ist der dritte Teil seiner *Trilogie* über große jüdische Theologen des 20. Jahrhunderts.

Alois Schwarz ist von Samia Melki Fessi eingeladen worden, die Arbeit der Ettakatol kennen zu lernen. Das sozialdemokratisch orientierte Forum Democratique (arabisch: *Ettakatol*, d.h. Mit vereinigten Kräften) ist Koalitionspartner in der Regierung von Ministerpräsident Ali Larayedh (Ennahdha, seit 15.03.2013, islamisch) und des CPR (Congress für die Republik, zentristisch). Somit können wir einen Blick auf Chancen und Schwierigkeiten des arabischen Frühlings werfen.

Mit Rainer Dörbaums Rezension informieren wir wieder über Leben und Wirken Dietrich Bonhoeffers, vgl. CuS 4/12, CuS 2–3/07.

In den Bundesnachrichten gibt Anneke Ihlenfeldt ihre Eindrücke vom Kirchentag wieder. Wir gedenken unseres Autors Ottmar Schreinert. Und wir gratulieren Fritz Hufendiek zum 85., Siegfried Katterle zum 80. Geburtstag.

Herford, 8. Juni, geschrieben bei schönem Wetter in Gedanken an die Notleidenden in den Hochwassergebieten. Sie könnten die an Banken gezahlten und für „Drohnen“ verwendeten Milliarden und Millionen Euros so gut gebrauchen.

Mit Wünschen für schöne Sommertage  
Euer/Ihr

*Reinhard Faede*

## ***Bibelarbeit, Teil I***

# **Erlassjahr – Realpolitik und Utopie befruchten sich**

„Du sollst dein Herz nicht verhärten und deine Hand nicht zuhalten gegenüber deinem armen Bruder ...“

*Von Nikolaus und Anne Schneider*

5. Mose 15,1–11, Text mit kommentierendem Kontext

*Nikolaus Schneider:*

Der Text 5. Mose 15,1–11 nach der Übersetzung Martin Luthers (1984):

- 1 Alle sieben Jahre sollst du ein Erlassjahr halten.
- 2 So aber soll's zugehen mit dem Erlassjahr: Wenn einer seinem Nächsten etwas geborgt hat, der soll's ihm erlassen und soll's nicht eintreiben von seinem Nächsten oder von seinem Bruder; denn man hat ein Erlassjahr ausgerufen dem HERRN.
- 3 Von einem Ausländer darfst du es eintreiben; aber dem, der dein Bruder ist, sollst du es erlassen.
- 4 Es sollte überhaupt kein Armer unter

- euch sein; denn der HERR wird dich segnen in dem Lande, das dir der HERR, dein Gott, zum Erbe geben wird,
- 5 wenn du nur der Stimme des HERRN, deines Gottes, gehorchst und alle diese Gebote hältst, die ich dir heute gebiete, dass du danach tust!
- 6 Denn der HERR, dein Gott, wird dich segnen, wie er dir zugesagt hat. Dann wirst du vielen Völkern leihen, doch du wirst von niemand borgen; du wirst über viele Völker herrschen, doch über dich wird niemand herrschen.
- 7 Wenn einer deiner Brüder arm ist in irgendeiner Stadt in deinem Lande, das der HERR, dein Gott, dir geben wird, so sollst du dein Herz nicht verhärten und deine Hand nicht zuhalten gegenüber deinem armen Bruder,
- 8 sondern sollst sie ihm auftun und ihm leihen, soviel er Mangel hat.
- 9 Hüte dich, dass nicht in deinem Herzen ein arglistiger Gedanke aufsteige, dass du sprichst: Es naht das siebte Jahr, das Erlassjahr -, und dass du deinen armen Bruder nicht unfreundlich ansiehst und ihm nichts gibst: sonst wird er wider dich zu dem HERRN rufen und bei dir wird Sünde sein.
- 10 Sondern du sollst ihm geben und dein Herz soll sich`s nicht verdrießen lassen, dass Du ihm gibst; denn dafür wird dich der HERR, dein Gott, segnen in allen deinen Werken und in allem, was du unternimmst.
- 11 Es werden allezeit Arme sein im Lande; darum gebiete ich dir und sage, dass du deine Hand auftust deinem Bruder, der bedrängt und arm ist in deinem Lande.

*Anne Schneider: Kommentierender Kontext*

Immer wieder neu sollen wir bereit sein, auf eigene berechnete Ansprüche zu verzichten. Wenn wir so viel besitzen, dass

wir anderen davon abgeben können, dann sollen wir es nicht unter allen Umständen zurückfordern. Immer wieder neu sollen wir bereit sein, um Gottes und der Menschen willen auf Rückforderungen zu verzichten, damit unsere Schuldner und Schuldnerinnen die Chance auf einen neuen Anfang gewinnen.

Bedenkt: Jesus Christus hat uns gelehrt, dass alle Menschen Kinder Gottes und damit unsere Schwestern und unsere Brüder sind – über alle nationalen, konfessionellen und weltanschaulichen Grenzen hinweg.

Es sollten überhaupt keine Armen unter uns leben, weil Gott uns und diese Erde mit seinem Segen begleiten will. Gott hat die ganze Erde in die Verantwortung von uns Menschen gegeben. Wenn wir doch nur dem Wort Gottes vertrauten und alle seine lebensfreundlichen Gebote hielten, die uns jeden Tag neu Orientierung und Wegweisung für unser Denken, Entscheiden und Handeln geben.

Durch Jesus Christus ist auch uns, die wir nicht zum Gottesvolk Israel gehören, zugesagt: Gott will uns segnen. Im Vertrauen und Gehorsam gegenüber Gottes Wort und Weisung können auch wir zu wegweisenden Zeichen werden für alle Völker. Und sollte nicht das unser Traum von einem gesegneten Leben sein: Gottes Wort macht uns frei von aller äußeren und inneren Tyrannei – auch von der unserer eigenen Macht- und Herrschaftsgelüste?!

Bedenkt: Die ganze Erde ist Gottes Land. In allen Ländern dieser Erde fordert die Armut von Schwestern und Brüdern unsere Bereitschaft zum Teilen. Wir sollen und können auch gegenüber unseren fernen Nächsten unser Herzen nicht verhärten und unsere Hände nicht zuhalten.

Wir sollten uns davor hüten, Gottes menschenfreundliche Weisungen mit einem for-

malen Buchstaben-Gehorsam gleichsam „austricksen“ zu wollen.

Gottes Segen wird uns begleiten, wenn Mit-Leidenschaft und Groß-Herzigkeit unser Verhalten gegenüber den Armen bestimmen. Wir schneiden uns selbst von Gottes Segen ab, wenn wir selbstsüchtig nach Wegen suchen, um den inneren Sinn von Gottes Geboten zu umgehen.

Bedenkt: Die ganze Erde ist unserer Verantwortung anvertraut. Um der Armen und um unserer eigenen Seligkeit willen will uns Gottes Wort uns lehren, Verzicht als Gewinn zu erfahren

*Exegetische Anmerkungen und Gedanken zum Text (Nikolaus)*

Ich habe aus dem von Dir formulierten Kontext zwei Anfragen an den Text unserer Bibelarbeit herausgehört:

1. Widerspricht es nicht unserem von Christus geprägten Glauben, wenn das lebensfreundliche Erlassjahr hier den „Fremden“ in Israel verwehrt wird? Und etwas „systematischer“ gefragt:
2. Wie sollen wir als Christinnen und Christen angemessen damit umgehen, dass Gottes Weisungen und Gottes Segen hier so exklusiv auf das Volk Israel bezogen werden?

In den folgenden exegetischen Anmerkungen und Gedanken zu unserem Bibelarbeitstext will ich auch auf diese Fragen eingehen.

Der Text für die Bibelarbeit, Dtn 15,1–11, gehört kanonisch in den Kontext von mehreren anderen Bestimmungen, die das so genannte „Sabbatjahr“ regeln. Im Kern geht es bei allen Regelungen rund um das Sabbatjahr um die Warnung:

„Holt nicht das Letzte aus allem raus!“ (J. Ebach, Dtn 15, 1–11. Unveröffentlichter Vortrag bei der Jahrestagung der „AG Juden & Christen“ des DEKT, Arnoldsheim 2013)

Im Sabbatjahr sollen die Felder nicht bestellt werden, so dass sich die Armen von den natürlichen Erträgen des Landes ernähren können: „Sechs Jahre sollst du dein Land besäen und seine Früchte einsammeln. Aber im siebenten Jahr sollst du es ruhen und liegen lassen, dass die Armen unter deinem Volk davon essen.“, – so heißt es etwa in Ex 23,10f. (vgl. auch Lev 25,1ff.).

Mit der priesterlichen Gesetzgebung zum Sabbatjahr verbindet sich in unserem Bibeltext nun die deuteronomische Gesetzgebung zum Erlassjahr, hebräisch „shmitta“ in einem weiterführenden und damit erweiternden Sinn. Trotz des aus Ex 23,10f. übernommenen landwirtschaftlichen Begriffes für „Brache“ (shmitta), geht es beim Erlassjahr nicht mehr um Acker-Brache, sondern um Schulden-Erlass. Die Schuldknechtschaft soll beendet und den Schuldnern ein Neuanfang ermöglicht werden. Das Erlassjahr wird – ebenso wie das priesterliche Sabbatjahr – für das ganze Volk in einem festen Rhythmus von 6-Jahren Rückforderung und 1-Jahr Verzicht festgeschrieben. Die Regelungen zur Verzichtspraxis und zum Zinsverbot weiten den Gedanken der wirtschaftlichen Solidarität innerhalb der Familie auf das ganze Volk Israel aus – nun mit den Worten des Alttestamentlers Walter Groß gesprochen: „... und zwar im Sinn grundlegender Gleichberechtigungsforderungen bezüglich materieller Basis, d.h. Landbesitz, und persönlicher Freiheit und im Sinn brüderlicher gewinnloser Hilfestellung (Zinsverbot)“<sup>1</sup>.

Zwei Aspekte aus dem Bibeltext Dtn 15,1–11 will ich stark machen:

1. *Realpolitik und Utopie befruchten sich gegenseitig in einem Dialog:*

In Dtn 15,1–11 stehen zwei unterschiedliche Perspektiven nebeneinander, die durchaus in Spannung zu einander stehen:<sup>2</sup> Die Stimme in V. 1-3 hat nicht die

Abschaffung, sondern in realpolitischer Absicht die Linderung von Armut zum Ziel. Dieser Stimme fällt mit den Versen 4 bis 6 eine zweite, utopische Stimme ins Wort:

„Es sollte überhaupt kein Armer unter euch sein!“ (V. 4)

Erst die Verse 7 bis 11 kehren wieder zur Perspektive der realen Sozialpolitik zurück, gebündelt in der klarsichtigen Feststellung von Vers 11:

„Es werden allezeit Arme sein im Lande.“ Realpolitik muss sich nach dem Einspruch in V. 4-6 allerdings an der Utopie messen lassen.

Die Möglichkeiten der Realpolitik und der Utopie müssen zusammenkommen, damit Gottes Segen auch für die Armen

konkret erfahrbar werden kann. Die Utopie nämlich gibt der realen Sozialpolitik ihr Ziel und die nötige Kraft. Die Utopie verhindert, dass soziale Hilfe als gnädig gewährte Brosamen verstanden und erste Opfer einer Sparpolitik werden. Dadurch wird auch die Würde der Armen geschützt.

V. 10 macht allerdings deutlich, dass die Sozialpolitik nicht selber schon mit Gottes Segen verwechselt werden darf. Menschliche Sozialpolitik soll aber der Richtung nach dem Segen Gottes entsprechen.

## 2. Das Volk Israel ist Solidargemeinschaft und Schutzraum nicht nur für Einheimische:

Der Schutz von Fremden, die als „gerim“ bezeichnet werden, ist zentral für die alttestamentliche Gesetzgebung: „Es gibt nur wenige biblische Themen, die so breit belegt sind und ein so großes theologisches Gewicht haben wie die Fremden und ihr Schutz“<sup>3</sup>, sagt Frank Crüsemann. Als „ger“ gilt dabei ein Fremder, der in eine dauerhafte Beziehung zum Volk Israel getreten ist und der somit letztlich in alle Gesetzgebungen der Tora – sowohl in die Schutzmaßnahmen als auch in die Verpflichtungen – einbezogen ist.

Von den „gerim“, also den „Schutzbürgern“, ist der Status des „ben nekhar“ bzw. des „nokhri“ zu unterscheiden.<sup>4</sup> In vielen Übersetzungen werden beide Begriffe, „ger“ und „nokhri“, missverständlicher Weise mit demselben Wort „Fremder“ wiedergegeben, allein weil beide ihrer Herkunft nach Nichtisraeliten sind. Im Unterschied zum „ger“ bleibt der „nokhri“ aber außerhalb des israelitischen Rechtssystems. Die Gebote der Tora verpflichten ihn zu nichts, gestehen ihm aber auch nicht denselben Schutz zu, wie dem Israeliten bzw. dem „ger“. Bei Krediten, die ein Israelit an einen



**Abtei-Steile, gestaltet von Ulrich Henn, vor dem Herforder Münster: „Ich war fremd, und ihr habt mich beherbergt.“**

nokhri vergibt, handelt es sich nicht um Nothilfen, so dass bei diesen Krediten auch das Zinsverbot nicht greift (vgl. Dtn 23,21: „Von dem Fremden [nokhri] darfst du Zinsen nehmen, aber nicht von deinem Bruder.“). Vielmehr kann man davon ausgehen, dass es bei der Vergabe solcher „trans-boarder Kredite“ beiden Beteiligten darum geht, wirtschaftliche Gewinne zu erzielen. Die soziale Absicherung des nokhri, der sich an einem solchen Handelsgeschäft beteiligt, ist dabei gar nicht im Blick. Seine soziale Absicherung ist auch nicht in derselben Art und Weise notwendig, wie die des Schutzbürgers oder des Bruders, der sich im Rahmen eines Notkredites etwas geliehen hat.<sup>5</sup> Der nokhri ist nämlich durch das Rechtssystem seines eigenen Volkes geschützt und bedarf daher des Rechtsschutzes durch die Tora Israels nicht.

*Das „Staunen der Völker“ als hermeneutischer Schlüssel zu einem angemessenen Umgang von Christinnen und Christen mit der Tora*

Auch Jesus fordert im Lukasevangelium die Reichen auf, Kredite an Arme zu vergeben, selbst wenn das Erlassjahr kurz bevorstand: „Tut Gutes und leiht, wo ihr nichts dafür zu bekommen hofft. So wird euer Lohn groß sein, und ihr werdet Kinder des Allerhöchsten sein.“ (Lk 6,35; vgl. Dtn 15,9)

Als Nichtjuden und Nichtjüdinnen stehen wir zunächst vor der Frage, ob und wenn ja auf welche Weise uns das Gebot aus Dtn 15,1–11 konkret etwas angeht.

JHWHs Gebot in der Tora hat, auch in Dtn 15,1–11, zunächst – ich zitiere „... unauflöslich Israel als menschlichen Partner. Weder ist eine Entfernung Israels aus der Tora möglich, noch kann die Christenheit sich an die Stelle Israels set-

zen. Das damit gegebene Dilemma kann seine Lösung nur in einer christlichen Torarezeption finden, die sich auf die nicht für die Kirche, sondern für Israel formulierte Tora einlässt, also die Einheit von Gott, Tora und Israel zu der Grundlage macht, von der alle konkrete Auslegung ausgeht.“<sup>6</sup> –, so hat Frank Crüsemann es uns ins Gedächtnis geschrieben. Crüsemann bezeichnet dabei das „Staunen der Völker“ als unseren hermeneutischen Schlüssel zur Tora Israels.<sup>7</sup>

In Dtn 4,6ff. heißt es entsprechend: „So haltet sie nun und tut sie! Denn dadurch werdet ihr als weise und verständig gelten bei allen Völkern, dass, wenn sie alle diese Gebote hören, sie sagen müssen: Ei, was für weise und verständige Leute sind das, ein herrliches Volk! Denn wo ist so ein herrliches Volk, dem ein Gott so nahe ist wie uns der HERR, unser Gott, sooft wir ihn anrufen? Und wo ist so ein großes Volk, das so gerechte Ordnungen und Gebote hat wie dies ganze Gesetz, das ich euch heute vorlege?“

So, in diesem Staunen, kann die Tora Israels auch für uns Nichtjuden zum Maßstab der Ethik werden, ohne dass wir den biblischen Text dabei in unangemessener Art und Weise zum Allgemeingut machen. So, in diesem Staunen, dürfen und können auch wir als Christinnen und Christen in den vielen überlieferten „du-sollst-Worten“ der Tora Gottes Wort und Willen für uns erkennen. Jesus Christus hat allen Menschen den Weg geöffnet, Gottes Segen im Hören und Tun seiner menschenfreundlichen Gebote zu erfahren.

*Wir danken Gott für seine vielen „du sollst“.*  
(Anne)

Gut, ich habe jetzt gelernt, dass es in den Texten der Tora zwei Kategorien von „Fremden“ gibt, die in ganz unterschiedlicher Weise in die Weisungen und in

den Segen Gottes mit einbezogen werden. Doch damit ist für mich meine grundsätzliche Anfrage an viele biblische Texte nicht so abschließend beantwortet, dass sie mich nicht doch immer wieder neu umzutreiben vermag. Für mich ist die Frage nach den Grenzen von Gottes Segen und Gottes Gnade letztlich genauso offen wie etwa die Frage nach Gottes Gerechtigkeit. Ich meine, der niederländische Schriftsteller Harry Mulisch hat einmal sinngemäß gesagt:

„Es gibt Fragen, die sind existentiell so wichtig, dass man sie nicht mit eindeutigen und abschließenden Antworten kaputt machen sollte ...“

Ich merke immer wieder, dass ich innere Widerstände gegen theologische Antworten entwickle, die Gottes Segen und Gottes Gnade auf bestimmte Menschengruppen beschränken wollen – sei es auf das Volk Israel oder sei es auf die getauften Christenmenschen. Ich will diesen Aspekt im zweiten Teil unserer Bibelarbeit noch einmal aufnehmen.

Mir widerstrebt es jedoch auch, einem pauschalen Gottes-Segen und einer „biligen“ Gnade das Wort zu reden. Ich halte es für unaufgebbbar, dass wir den Gehorsam gegenüber Gottes Weisungen und die Gewissheit, unter Gottes Segen zu leben, nicht auseinander dividieren. So wie der Text unserer Bibelarbeit diesen Zusammenhang betont.

Mit Worten von Dorothee Sölle danke ich deshalb Gott für seine vielen „du sollst“:

„Wir kennen deinen willen gott  
leben in seiner fülle hast du allen versprochen  
nicht nur den weißen nicht nur den reichen  
nicht nur denen die kaffee trinken  
auch denen die ihn pflanzen und ernten  
Wir danken dir für deine vielen du sollst  
mit ihnen fragst du uns nach unseren

geschwistern  
den bäumen und den tieren  
dem wasser und der luft  
nach unserer zeit fragst du  
und nach dem was uns wichtig ist  
Eines tages gott werden wir alle deine du sollst  
verwandeln in ein großes ja ich will  
ja wir werden die fremden nicht mehr hassen  
und die mauern der trennung einreißen  
und die gewalt wird nicht mehr wohnen  
bei uns  
wir werden sie nicht füttern und hätscheln  
nicht bezahlen und nicht für allmächtig halten  
dein wille wird geschehen  
auch in unserem land“  
(Sölle, loben ohne lügen, gedichte, S.13)

- 1 Groß, Walther, Die alttestamentlichen Gesetze zu Brache-, Sabbat-, Erlaß- und Jubeljahr und das Zinsverbot, in Theologische Quartalschrift 180 (2000), S. 15.
- 2 Vgl. EBACH, Erlaßjahr.
- 3 CRÜSEMANN, FRANK, Das Gottesvolk als Schutzraum für Fremde und Flüchtlinge. Zum biblischen Asyl- und Fremdenrecht und seinen religionsgeschichtlichen Hintergründen, in: ders. (Hg.), Massstab, Tora. Israels Weisung und christliche Ethik, Gütersloh 2003, S. 224–243, 236.
- 4 Vgl. HAARMANN, VOLKER, JHWH-Verehrer der Völker. Die Hinwendung von Nichtisraeliten zum Gott Israels in alttestamentlichen Überlieferungen (ATHANT, Bd. 91), Zürich 2008, S. 43ff.
- 5 Vgl. KESSLER, Erlassjahr.
- 6 CRÜSEMANN, FRANK, Die Tora. Theologie und Sozialgeschichte des alttestamentlichen Gesetzes, München 1992, S. 425.
- 7 CRÜSEMANN, FRANK, „So gerecht wie die ganze Tora“ (Dtn 4,8). Die biblische Grundlage christlicher Ethik, in: ders. (Hg.), Maßstab Tora. Israels Weisung und christliche Ethik, Gütersloh 2003, S. 20/37, 26.

*Nikolaus Schneider*  
geboren  
3.Sept.1947  
Studium der Theologie in Wuppertal, Göttingen, Münster  
Mitarbeit am Institut für neutestamentliche Textforschung, Münster  
1977–1984 Gemeindepfarrer, Duisburg-Rheinhausen  
1984–1991 Diakoniepfarrer, Moers  
1991–1997 Gemeindepfarrer, Moers  
1987–1997 Superintendent des Kirchenkreises Moers  
1997–2003 Vizepräsident der Ev. Kirche im



**Nikolaus und Anne Schneider**

*Rheinland*  
2003–2013 Präses der Ev. Kirche im Rheinland  
seit 2010 Präses der EKD  
verheiratet

*Anne Schneider*  
geboren 9.1.1949,  
Studium der Theologie  
Lehrerin i.R.  
verheiratet mit Nikolas Schneider  
2 Kinder, 3 Enkelkinder

*\*Bibelarbeit über Dtn 15, 1-11 auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag Hamburg, 3. Mai 2013*

*Fortsetzung in CuS 4/2013*

## **100 Jahre Sozialistenkongress im Basler Münster**

# **Solidarische Gesellschaft – Voraussetzung für den Frieden**

*Von Erhard Eppler*

**I**ch bin mir der Ehre bewusst, hier im Münster zu Basel reden zu dürfen, an einem Ort, in einer Kirche, in der vor bald 600 Jahren die Theologen des Abendlandes über die Zukunft ihrer Kirche berieten, in der Erasmus von Rotterdam aus- und einging und wo vor nicht allzu langer Zeit der – zumindest für den deutschen Protestantismus – wichtigste Theologe des 20. Jahrhunderts gepredigt hat: Karl Barth. Und in dieser Kirche darf ich heute als Politiker reden, weil hier schon vor hundert Jahren Sozialdemokraten aus ganz Europa mit Zustimmung der politisch und kirchlich Zuständigen vor dem großen Krieg warnen

durften, weil sie hier in Basel darüber beraten konnten, was sie, die Sozialisten, gegen das tun konnten, was dann ganze 20 Monate danach, über Europa hereinbrach. Mancher von den führenden Männern und den mutigen Frauen, die hier zusammenkamen, haben wohl gehaut, gegen welche gewaltige und gewalttätige Front aus Chauvinisten und irregeleiteten Patrioten sie da anrannten. Der bedeutendste der Redner hier im Münster, Jean Jaurès, wusste allerdings noch nicht, dass er das erste von Millionen Opfern werden sollte.

Die Delegierten, die hier vor hundert Jahren zusammenkamen, standen unter dem Eindruck einer unmittelbaren Kriegsgefahr. Durch ein Eingreifen Russlands

oder Österreich-Ungarns in den Balkankrieg drohte schon das, was dann knapp zwei Jahre danach Wirklichkeit wurde.

Das sind nicht die Sorgen, die uns heute umtreiben. Ich komme aus einem Land der Europäischen Gemeinschaft, das, zum ersten Mal in seiner Geschichte, fast nur noch von Verbündeten umgeben ist und das sich auch von dem Staat im Süden, der nicht zum NATO-Bündnis gehört, nicht ernsthaft bedroht fühlt.

Wer selbst noch als ganz junger Soldat das letzte Jahr des Zweiten Weltkriegs überlebt hat, wird seinem Gott jeden Tag dafür danken, dass die Nationen Europas sich in der Europäischen Union zusammengefunden haben und dass heute keiner der europäischen Nationalstaaten noch in der Lage wäre, den anderen zu überfallen. Ich füge hier noch hinzu, dass ich zu einer Generation gehöre, die unendlich erleichtert war, als Boris Jelzin und Helmut Kohl zusammen in die Sauna gingen und als Wladimir Putin mit Gerhard Schröder im Schlitten spazieren fahren. Und ich gehöre sogar zu denen, die daran zweifeln, dass ausgerechnet wir Deutschen dazu berufen sind, den Russen Demokratie beizubringen.

Damit habe ich schon angedeutet, dass, was uns heute beruhigt, was uns freut und dankbar macht, immer noch zerbrechlich ist. Das gilt nicht nur für das Verhältnis zu Russland.

Ich habe meine Zweifel, ob ein Europa lebensfähig und friedensfähig bleiben kann, wenn die Regierungschefs der einzelnen Nationalstaaten alles tun, um ihren Wählern berichten zu können, wie wenig sie für dieses Europa bezahlen mussten und wie viel sie in Brüssel für die eigene Nation herausgeschlagen haben. Wer Europa will, darf nicht zuhause auf den nationalen Egoismus setzen, noch weniger auf nationalistische Ressentiments. Wenn ein deutscher

Parlamentarier den – ach so faulen – Griechen rät, sie sollten doch einfach ihre vielen Inseln verkaufen, dann darf man sich nicht wundern, wenn bei Demonstrationen in Athen Frau Merkel in NS-Uniform auftritt. Natürlich ist beides Unfug. Aber es zeigt, was sich da hochschaukeln kann. Dies ist nicht der Ort, über die richtige Europapolitik zu streiten. Aber doch ein Ort, um vor der ganz und gar falschen zu warnen. Ohne ein Mindestmaß an Solidarität zwischen den Nationen wird es nicht gehen. Und Solidarität entsteht nicht ohne Respekt voneinander. Dazu gehört auch der Respekt der wirtschaftlich Erfolgreicheren vor den weniger Erfolgreichen. Wer ein demokratisches Europa will, darf sich auch nicht daran gewöhnen, dass die Richtlinien der spanischen, portugiesischen, griechischen Politik von ein paar ökonomischen Technokraten außerhalb des Landes festgelegt werden. Und wer dieses demokratische Europa will, darf auch auf Dauer nicht hinnehmen, dass über die Tagesordnung der europäischen Politik auf den Finanzmärkten entschieden wird. Wer jetzt die marktkonforme Demokratie ansteuert, hat Europa schon aufgegeben. Wir brauchen den demokratiekonformen Markt. Und den erreichen wir nicht mehr über die Nationalstaaten, sondern nur noch über ein Europa, wo genau dies zum gemeinsamen politischen Ziel wird.

Ich glaube auch nicht, dass man den nationalen Parlamenten zumuten kann, immer mehr Kontrollrechte nach Brüssel zu verlagern, wenn die Parlamentarier, zumal im Süden des Kontinents, ihren Wählern nicht erklären können, was sie davon haben. Es stimmt, dass eine Haftungsgemeinschaft für die Schulden der Einzelstaaten nur möglich ist, wenn es gemeinsame Regeln für die Haushalte gibt. Aber umgekehrt stimmt es auch, dass gerade die ärmeren

Länder sich auf solche harten Regeln nur festlegen lassen, wenn irgendwo am Ende des Tunnels das Licht einer Haftungsgemeinschaft erkennbar wird.

Was in diesen Tagen im Süden des Kontinents brodeln, muss uns zu denken geben. Es war die unantastbare Hegemonie markt-radikalen Denkens, das die Europäer dazu verführt hat, ihren Verträgen das Prinzip des Wettbewerbs, auch zwischen den Staaten, zu Grunde zu legen. Aber wenn nun in der Krise nicht der Wettbewerb, sondern eine Solidarität gefragt ist, die in den Verträgen gar nicht vorkommt, dann ist mehr Umdenken nötig, als gegenwärtig erkennbar ist. Die Budgetverhandlungen für 2013 und die Finanzplanung für die folgenden Jahre werden uns, so fürchte ich, zeigen, wo wir stehen. Trotz allem, was mich beschwert, hoffe ich, dass die Europäische Union überlebt. Und überleben kann sie nur, wenn der nationale Egoismus nicht mehr geschürt wird, wenn auch Regierungschefs wagen, von europäischer Solidarität zu reden.

Die Basler Freunde, die mich zu dieser Rede aufgefordert haben, haben wahrscheinlich verfolgt, wie ich seit dem Ende des Kalten Krieges immer entschiedener die These vertrete, dass das 21. Jahrhundert weit weniger als das zwanzigste gefährdet sein wird durch Staaten, die nach innen allzu stark und autoritär sind und sich daher nach außen Kriege leisten können, sondern eher durch schwache, zerfallende Staaten, die ihr Gewaltmonopol nicht mehr durchsetzen können und dem nicht mehr Einhalt gebieten können, was ich die Privatisierung und die Kommerzialisierung der Gewalt nenne. Heute, im Jahr 2012, gibt es auf dieser Erde keinen einzigen Krieg zwischen Staaten, aber sehr viel Gewalt innerhalb von Staaten – soweit von Staaten überhaupt noch geredet werden

kann. Dabei meine ich jetzt nicht zuerst das, was in Syrien sich abspielt. Das ist, soweit Europäer es einschätzen können, ein klassischer Bürgerkrieg, bei dem es um die Macht in Damaskus geht. Was allerdings den syrischen vom spanischen Bürgerkrieg der Dreißigerjahre unterscheidet, ist die Ungewissheit, wessen Gewaltmonopol denn das der jetzigen Herrscher ablösen soll. Das der äußerst brutalen, oft von weiter angereisten Kämpfer, die der Regierungstruppen auch deshalb nicht Herr werden, weil ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung ihnen misstraut? Oder das der Exilsyrer? Welcher Gruppe der Opposition? Am wahrscheinlichsten finde ich, dass, auch wenn Assad verschwände, die Gewalt zwischen den verfeindeten Gruppen und Konfessionen noch lange weiterginge. Wenn die Gewalt sich einmal entstaatlicht, privatisiert, dann lässt sich dies nicht auf Kommando rückgängig machen.

Dass Kriege zwischen Staaten seltener werden, hat auch mit dem zweiten Irakkrieg zu tun. Es war wohl der dümme Krieg der amerikanischen Geschichte. Er hat bewiesen, dass man militärisch einen Krieg haushoch gewinnen, aber gleichzeitig politisch, ökonomisch, finanziell, vor allem aber moralisch glatt verlieren kann. Die Vereinigten Staaten sind durch diesen Sieg deutlich schwächer geworden. Die Musterdemokratie, die der jüngere Bush auf der tabula rasa des Irak errichten wollte, wird nicht kommen, und die Regierung, welche die Amerikaner einsetzen mussten, weil sie auf die Kräfteverhältnisse im Irak Rücksicht nehmen wollten, flirtet inzwischen mit den Glaubensbrüdern im Iran, dem Hauptfeind der USA. Im Übrigen ist diese Regierung weit davon entfernt, nach Abzug der Amerikaner ein staatliches Gewaltmonopol erzwingen zu können. Der eigentliche Sieger könnte die entstaatlichte Gewalt der

Milizen und der bewaffneten Fanatiker sein. Der Irakkrieg könnte sogar solche Politiker von kriegerischen Abenteuern abhalten, die für Pazifisten nur Verachtung übrig haben. Schon bisher war ein Krieg ein Risiko. Man konnte ihn auch verlieren. Was aber, wenn sogar der gewonnene Krieg eine höchst riskante Angelegenheit wird? Wenn man ein Chaos produziert, dessen man nicht mehr Herr wird und dem man dann so rasch wie möglich entkommen muss? Und ohne Gesichtsverlust nicht entkommen kann?

Die Entstaatlichung, Privatisierung und – etwa im Drogenkrieg – auch Kommerzialisierung der Gewalt muss nicht durch einen Krieg zwischen Staaten entfesselt werden. In Mexiko sterben gegenwärtig mehr Menschen durch organisierte Gewalt als in Afghanistan, wo doch angeblich Krieg geführt wird. In den letzten 5 Jahren waren es 40.000 Menschen. Drogenkartelle können es sich leisten, sich gegenseitig abzuschlachten und sich nebenher der Polizei und sogar der Armee zu erwehren. Auch in Sao Paulo fordern die Bandenkriege im Untergrund in einem Monat mehr Opfer, als die europäischen Staaten in Afghanistan an Soldaten verloren haben. Im Ostkongo leiden die Menschen unter einem Gewaltchaos, in dem sie zwischen privatisierter und angeblich staatlicher Gewalt nicht mehr unterscheiden können. Kurz: Die weitaus meisten Gewaltopfer unserer Zeit sterben nicht in Kriegen zwischen Staaten, sie sind Opfer einer wohl organisierten, privat angeheuerten und privat finanzierten Gewalt, die sich gegen die staatliche, wenn nicht immer durchsetzen, so doch meistens behaupten kann. Manchmal gelingt es ihr auch, die staatlichen Organe, zumal die Polizei, zu unterwandern.

Woher kommt diese Gewalt? Warum ist sie jetzt weiter verbreitet, stärker und gefährlicher als im 20. Jahrhundert? Dafür

gibt es einen sehr banalen Grund und einen höchst politischen. Der banale ist die moderne Waffentechnik. Noch im Ersten Weltkrieg brauchte man zu Transport und Bedienung eines Maschinengewehrs drei stämmige, gut ausgebildete Infanteristen. Heute kann ein Dreizehnjähriger mit einer Kalaschnikow ein Blutbad anrichten. Dass die moderne Waffentechnik handhabbarer, leichter für jedermann zugänglich geworden ist, können wir nicht mehr ändern. Anders sieht es aus beim wichtigeren, politischen Grund: Wo die Gewalt sich privatisiert, hat sich vorher die Gesellschaft gespalten. Das kann religiöse Gründe haben, wie heute in vielen muslimischen Staaten, wo Fundamentalisten ihrer Wahrheit mit Waffen zum Durchbruch verhelfen wollen. Im nicht-muslimischen Raum, also in Europa, Nord- und Südamerika, auch in Teilen Asiens spaltet sich die Gesellschaft zwischen bettelarm und reich. Die Slums mancher Großstädte und ihre „Gated Communities“, hinter deren elektrisch geladenen Zäunen die Reichen sich einigeln, verbindet nichts mehr außer Furcht und Hass. In den Slums ist es mehr der Hass, in den Zitatellen der Reichen mehr die Furcht. Auf die kriminelle Gewalt aus den Slums antworten die Reichen mit privat angeheuerten und besoldeten Sicherheitsleuten. Wo beide zusammenstoßen, gleichen sich die Methoden des Kampfes rasch an. Die privatisierte Gewalt kennt keine Regeln und meist auch keinen Richter. Alles ist erlaubt, auch das, was Soldaten verboten ist.

Es stimmt, was uns die Marktradikalen sagen: Die völlige, auch ökonomische Gleichheit ist nur gewaltsam, durch Diktatur zu erreichen. Aber genauso richtig ist: Wo die Ungleichheit ein gewisses Maß überschreitet, spaltet sich die Gesellschaft, versagt der Staat und gedeiht die privatisierte, absolut gesetzlose Gewalt.

Sie ahnen schon, was sich daraus ergibt: Im 21. Jahrhundert ist das, was die Sozialdemokraten vor 150 Jahren zusammengebracht hat, die Notwendigkeit des sozialen Ausgleichs, das Streben nach Gerechtigkeit auch im Sozialen, gleichzeitig ein Dienst am Frieden. Nicht an einer sozialen Friedhofsruhe, sondern an einer lebendigen, dynamischen Gesellschaft, die ihre Konflikte zivilisiert austragen kann, weil sie niemanden einfach verenden, verkommen oder verzweifeln lässt, weil sie in einer solidarischen Leistungsgesellschaft jedem und jeder eine Chance gibt, notfalls auch eine zweite und eine dritte und weil diese solidarische Leistungsgesellschaft langsam zur Bildungs- und Kulturgesellschaft reifen kann.

Sozialdemokraten werden auch im 21. Jahrhundert alles tun, um Kriege zwischen Staaten zu vermeiden. Und sie können dafür mehr tun als vor hundert Jahren, einfach weil sie mehr politischen Einfluss haben. Wo, und sei es im äußersten Zipfel des Globus, Menschen durch angeblich staatliche oder entstaatlichte Gewalt leiden und die Vereinten Nationen eine „responsibility to protect“ für gegeben halten, eine Verantwortung für den Schutz, wird jedes Mal gründlich zu diskutieren sein, ob die Völkergemeinschaft versuchen soll, selbst ein neues, legitimes Gewaltmonopol zu errichten. Sie kann zu dem Ergebnis kommen, dass jedes militärische Eingreifen die Leiden der Menschen nur verschlimmert, aber sie kann sich auch davon überzeugen lassen, dass ein Eingreifen eher zu verantworten ist als ein Zusehen. Es stimmt nicht, dass das Eingreifen oder auch das Zusehen in jedem Fall moralisch höher steht. Man kann durch Eingreifen und durch Zuschauen schuldig werden. Daher müssen wir in jedem Einzelfall darüber streiten, was uns schuldiger macht.

Deutsche Soldaten im Kosovo oder in Bosnien sorgen dafür, dass dort nicht mehr geschossen wird, dass Serben und Kosovaren oder Serben und Bosniaken nicht übereinander herfallen. Soldaten können das Schießen beenden und verhindern. Frieden und Versöhnung schaffen können sie nicht. Das ist Sache der Politik, und wo sie nicht weiter weiß, sind die Friedensstifter, die Pazifisten gefragt. In Bosnien etwa organisieren sie Ferienlager für serbische, kroatische und bosnisch-muslimische Kinder, die miteinander spielen lernen, damit sie später miteinander leben und arbeiten können. Als ich vor einiger Zeit einmal über ein solches Ferienlager sprach, meldete sich jemand zu Wort und fragte, ob ich wisse, dass dieses Lager von Soldaten bewacht, vor nationalistischen Fanatikern geschützt werden müsse. Ich wusste es nicht, aber es bestätigte meine Vermutung, dass im 21. Jahrhundert Pazifisten und Soldaten manchmal an einem Strang ziehen müssen. Erst wenn Soldaten das Morden beendet haben, können Pazifisten mit dem beginnen, was Soldaten nicht können. Hier in der Schweiz muss ich nicht umständlich erklären, dass Soldaten allein durch ihr Dasein, ihr keineswegs kriegswütiges Dasein, einem Volk den Frieden bewahren können. Jedenfalls bezweifle ich, ob im 21. Jahrhundert aktive Pazifisten immer Antimilitaristen sein müssen.

Wenn es darum geht, zu verhindern, dass eine gespaltene Gesellschaft die privatisierte und kommerzialisierte Gewalt entbindet, entfesselt, können wir Sozialdemokraten auf unsere Tradition zurückgreifen.

Ehe die marktradikale Welle vieles von dem weggespült hat, was Sozialdemokraten lieb und teuer war, hat Ralf Dahrendorf uns bescheinigt, wir hätten im Grunde alles erreicht, was wir vernünftigerweise

erreichen könnten. Also mache sich die Sozialdemokratie durch ihre Erfolge überflüssig.

Das war ein fataler Irrtum, über den wir mit Dahrendorf, wäre er noch am Leben, heute in Ruhe sprechen könnten. Zum einen hat die marktradikale Welle uns wieder genau an den Punkt gebracht, an dem Ferdinand Lasalle vor 150 Jahren angesetzt hat, als er immer wieder seinen Anhängern einhämmerte, wer den Markt einfach walten lasse, wer die sehr ungleichen Ergebnisse des Marktes auf keinen Fall korrigieren wolle, wer also den Staat, auch den demokratischen, von der Wirtschaft völlig trennen wolle, der spalte die Gesellschaft in Arm und Reich, Mächtig und Hilflos. Genau an dem Punkt sind wir heute wieder. Müssen wir, weil der Markt es so will, für richtig und unantastbar halten, wenn die Vorstandsgehälter und -vergütungen nicht mehr wie vor 40 Jahren, das Fünfzehn- oder Zwanzigfache eines Arbeitereinkommens betragen, sondern das Hundertfache oder gar das Zweihundertfache? Wenn jemand für eine einfache, aber anstrengende Arbeit so wenig verdient, dass er trotzdem zum Sozialamt laufen muss, weil der Markt eben nicht mehr als 5 Euro die Stunde hergibt, gilt dann der Markt oder in Deutschland die Verfassung, nach der unser Staat der Menschenwürde zu dienen hat?

Nein, an klassisch sozialdemokratischen Aufgaben fehlt es nicht. Neu ist nur, dass, wer sich in der Welt umsieht, erkennen muss: Was wir als soziale Aufgabe längst kennen, wird im 21. Jahrhundert zu einer Friedensaufgabe, der wichtigsten schon auf mittlere Sicht.

Ich bin dankbar dafür, dass ich dies in einem der wichtigsten Gotteshäuser Europas sagen darf, in einer Kirche, deren Gemeinde auch am konziliaren Prozess für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung

der Schöpfung teilgenommen hat. Mit Gerechtigkeit war damals vor allem die zwischen Nord und Süd gemeint. Das ist und bleibt richtig. Heute würde ich hinzufügen: So sehr Christen damals darauf bestanden, dass die Völker des Südens uns nicht nachzuzahlen brauchten, so offenkundig ist es heute, dass wir von dem lernen können, lernen müssen, was in nicht wenigen Gesellschaften dort vor sich geht, vor allem in Lateinamerika, aber auch in Afrika und Asien. Es war die marktradikale Welle, die dort die Gesellschaften vollends gespalten, die Staaten hilflos, handlungsunfähig gemacht, die Privatisierung der Gewalt in Gang gesetzt, zumindest beschleunigt hat. Wer heute in die Vereinigten Staaten von Amerika schaut, kann sehen, dass solche Spaltung auch in reichen Industrieländern möglich ist. Es gibt dort Städte, in denen auf einen Polizisten ein halbes Dutzend Angestellte privater Sicherheitsdienste kommen. Wo die innere Sicherheit, der Schutz vor Verbrechen zu einer käuflichen Ware wird, die wenige sich leisten können und die meisten nicht, bekommt die Ungleichheit, auch die Ungerechtigkeit eine neue Dimension, eine die Gesellschaft spaltende Dimension. Weil dem so ist, muss die Sozialdemokratie die öffentliche Verantwortung für die innere Sicherheit als notwendigen Teil eines modernen Sozialstaats verstehen.

Mir ist bewusst, wo ich spreche: In einem wohlgeordneten Land, in dem der Gesetzgeber es den Wehrpflichtigen erlauben kann, ihre Gewehre zuhause aufzubewahren, in einem Land, in dem ich selbst vor mehr als 60 Jahren von großartigen Frauen und Männern gelernt habe, was Demokratie ist und dem ich für immer dankbar bin. Aber in Peru, Guatemala oder Kolumbien, in Kairo oder Johannesburg können die Menschen nur träumen von dem, was hier

politische Vernunft und das Drängen der Sozialdemokraten erreicht hat. Auch eine hochmoderne Gesellschaft kann auseinanderdriften.

Hier liegt die Aufgabe Europas. Wir Europäer müssen zeigen, wie man eine Gesellschaft zusammenhält dadurch, dass jeder und jede nicht nur Freiheitsrechte genießt, sondern auch etwas damit anfangen kann und sich deshalb dieser Gesellschaft zugehörig und auch verpflichtet fühlt. Wir müssen überdies beweisen, dass eine solche solidarische Gesellschaft sich wirtschaftlich behaupten kann.

Und hier, im Basler Münster, füge ich hinzu: Wenn wir dies tun, befinden wir uns nicht nur auf einem Weg in eine gute, friedliche Zukunft, wir stehen dann auch in einer Tradition von mehr als zwei Jahrtausenden. Nie hat europäische Ethik gefragt, wie einer den anderen übertrumpfen oder gar ausschalten kann. Immer ging es darum, wie wir uns richtig zum Nebenmenschen, zum Nächsten verhalten, uns ihm zuwenden. Was Paulus den Galatern geschrieben hat: „Einer trage des andern Last!“ wäre weder bei Erasmus von Rotterdam noch bei Immanuel Kant auf Widerspruch gestoßen. Es waren und sind die Marktradikalen, die sich aus dieser Tradition verabschiedet haben. Die Sozialdemokraten Europas, auch die, die sich keiner Kirche zugehörig fühlen, sind und bleiben in dieser Tradition. Es ist eine Tradition, in der Gerechtigkeit Frieden schafft und Frieden die Chance der Gerechtigkeit.

Ich bedanke mich dafür, dass ich im Basler Münster sprechen durfte.

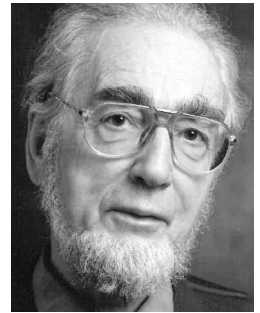
*\*Rede am 13.11.2012.*

*„Im November 2012 fand an der Universität Basel ein Kongress mit über fünfzig wissenschaftlichen Vorträgen zum historischen Ereignis und zu den friedenspolitischen Herausforderun-*

*gen von heute statt. Gleichzeitig organisierten die SP Schweiz sowie die Kantonalparteien von Baselland und Basel-Stadt im Basler Münster eine Jubiläumsveranstaltung, an der die sozialdemokratischen Friedensvisionen im Vordergrund standen.“ Neue Wege 2/2013. Erhard Epplers Rede wurde gedruckt in unserer schweizerischen Schwesterzeitschrift unter dem Titel: „Das Mindestmaß an Solidarität“. Wir danken für die Kooperation zwischen Religiösen Sozialist(inn)en.*

*Dr. Erhard Eppler  
1926 geboren in  
Ulm, aufgewachsen  
in Schwäbisch Hall  
1943–1945 Soldat  
1951 Abschluss des  
Studiums der Ger-  
manistik und Ge-  
schichte mit der  
Promotion*

*1953–1961 Lehrer  
1961–1976 Mit-  
glied des Deutschen Bundestages  
1966–1974 Bundesminister für wirtschaftliche  
Zusammenarbeit  
1970–1991 Mitglied des Bundesvorstandes der  
SPD  
1973–1989 Mitglied des Präsidiums der SPD  
(ausgen. 1982–1984)  
1973–1981 Landesvorsitzender der SPD in  
Baden-Württemberg  
1976–1982 Mitglied des Landtags von Baden-  
Württemberg  
1976–1980 Vorsitzender der SPD-Landtags-  
fraktion  
1973–1992 Vorsitzender der Grundwertekom-  
mission der SPD  
1981–1983, 1989–1991 Präsident des Deut-  
schen Evangelischen Kirchentages  
Zahlreiche Veröffentlichungen und Auszeich-  
nungen  
[www.erhard-eppler.de](http://www.erhard-eppler.de)*



**Dr. Erhard Eppler**

So fern – so nah

# 150 Jahre Sozialdemokratie und die Kirchen\*

Von Wolfgang Thierse

**1** 50 Jahre alt zu werden, sei kein Ausdruck von Schwäche. So las ich's neu-lich in einem Zeitungskommentar, und das gefällt mir. Wieviel mehr aber könnte und sollte das gelten für die 2000jährige Kirche? Über das Verhältnis beider, über die Geschichte des Verhältnisses einer sehr alten Institution und einer vergleichsweise jungen Partei soll ich reden und zwar in aller Kürze.

„Mehr Bebel und weniger Bibel“ – das empfahl mir (und der SPD) ein kämpferischer Laizist am Schluss einer freundlich-heftigen Diskussion. Eine befremdliche Empfehlung, finde ich. Zurück ins 19. Jahrhundert?

Zurück in eine Zeit, in der sich – nach einer berühmten Formulierung von August Bebel – Christentum und Sozialismus „wie Feuer und Wasser“ gegenüber standen?

Ja, gewiss: Das Verhältnis von Sozialdemokratie und Arbeiterbewegung zu den christlichen Kirchen war lange Zeit angespannt und konfliktreich, ein Verhältnis des Gegeneinanders, der wechselseitigen Kritik, der Fremdheit, eigentlich ein Nicht-verhältnis... Und es war ein sehr weiter Weg, ein Prozess erheblicher Veränderungen auf beiden Seiten, der bis zum heutigen partnerschaftlichen Verhältnis zwischen der SPD und den Kirchen geführt hat.

Die frühe Arbeiterbewegung und die junge SPD erfuhren ihre denkerischen, philosophischen Prägungen ganz wesentlich durch die Religionskritik der materialistischen französischen Aufklärungsphi-

losophen, durch Feuerbach und Marx, durch den Zeitgeist des 19. Jahrhunderts, der geprägt war durch den Darwinismus und den Positivismus und Optimismus der Wissenschaften. Die Vorstellung von einem gesetzmäßigen Gang der Geschichte, ihrer gewissermaßen unaufhaltsamen Aufwärtsbewegung mag uns ziemlich fremd geworden sein, aber sie war wohl eine notwendige „heroische Illusion“ (Marx) für eine Bewegung, die ganz unten begann. Der Linkshegelianismus trug in der Arbeiterbewegung politische Früchte – z. B. im Geschichtsoptimismus von August Bebel (wie man in seinen Reden und Texten nachlesen kann). Und wenn man die Einleitung „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie“ von Karl Marx liest, wird man sich auch heute ihrer Wirkung, ihrem Pathos nicht gänzlich entziehen können: „...die Kritik der Religion ist die Voraussetzung aller Kritik. (...) Der Kampf gegen die Religion ist also mittelbar der Kampf gegen jene Welt, deren geistiges Aroma die Religion ist. Das religiöse Elend ist in einem der Ausdruck des wirklichen Elends und in einem die Protestation gegen das wirkliche Elend. Die Religion ist der Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist. Sie ist das Opium des Volkes.“

Sie kennen die Sätze. Und ich erinnere mich auch an deren einengende, folgenreiche Auslegung in der kommunistischen Welt. Aber was da bei Marx auf so pointierte Weise ausgedrückt wurde, das entsprach der realen Erfahrung der Armen und Unter-

drückten, also der proletarischen Klasse: Die Verbindung von Thron und Altar, die Kirchen als Teil der Obrigkeit, die Religion als Herrschaftsinstrument ...

Die Emanzipationsbewegung der Arbeiterschaft machte die einfache und brutale Erfahrung, dass sich zu ihrer Abwehr die politischen Gegner mit Kirche und Religion wappneten, um die bestehenden Herrschaftsverhältnisse zu verteidigen, die die Arbeiterbewegung zu überwinden trachtete. Auch die Unterstützung der Sozialistengesetze durch die Kirchen zählte zu den negativen Erfahrungen der jungen Sozialdemokratie.

Man mag zudem die lange Liste von kirchlichen Verdammungsurteilen gegen die Sozialdemokratie gar nicht aufblättern. Trotz Ausnahmen wie Johann Heinrich Wichern oder Bischof Ketteler gab es keine Brücken, keine Verständigung, kein Verständnis. Sozialismus war für die Kirchen der Inbegriff organisierter säkularistischer Gegenkirchlichkeit; Dialog- und Vermittlungsmöglichkeiten schieden angesichts des „Weltkampfes zwischen Licht und Finsternis“ aus. (So hat es Günter Brakelmann beschrieben.) Das galt für beide Kirchen, und es galt bis in die 30er Jahre des 20. Jahrhunderts hinein. Nach 1931 dekretierte Pius XI. in seiner Enzyklika „Quadragesimo Anno“: „Der Sozialismus, gleichviel ob als Lehre, als geschichtliche Erscheinung oder als Bewegung...bleibt mit der Lehre der katholischen Kirche immer unvereinbar. (...) Es ist unmöglich, gleichzeitig guter Katholik und wirklicher Sozialist zu sein“.

Das ist alles weit weg, aber man muss es sich vergegenwärtigen, um zu verstehen, warum es zu der Bebelischen Formel von Feuer und Wasser gekommen ist. Es war nicht ein eingebildeter, nicht ein nur ideologischer, sondern ein wirklich erlebter, erfahrener Gegensatz (übrigens auch in ge-

trennten Sozial- und Kulturmilieus gelebt) – der zu einer nahezu selbstverständlichen antikirchlichen Haltung, zu einem ganz alltäglichen Atheismus in der Arbeiterbewegung führte. Er findet sich in allen programmatischen Texten der frühen Sozialdemokratie wieder – in der entschiedenen Forderung nach der Trennung der Kirche vom Staat, der Schule von der Kirche.

Vor diesem Hintergrund erscheint die Formulierung des Erfurter Programms der SPD (1891) „Religion ist Privatsache“ als eine vorläufige Plattform der innerparteilichen Verständigung. Für die einen war es eine kritische Abwehrformel, für die anderen ein Ausdruck theoretischer Überlegenheit. Aber genau mit dieser Formel wurde die SPD – so sehr sie in späteren Jahrzehnten auch Kirchenaustrittsbewegungen unterstützte – nie eine Partei nur von Atheisten oder gar eines obligatorischen Atheismus. (Man musste nicht mit dem Parteieintritt seinen Kirchenaustritt erklären.)

Erst die SED war es, die in der Tradition eines unaufgeklärten, kämpferischen Atheismus versuchte, von Staats wegen Religion und Kirche zu überwinden, zunächst durchaus militant, später dann in der Weise, dass sie den Kirchen und Christen den Anspruch auf Öffentlichkeit und selbstbestimmte gesellschaftliche Wirksamkeit bestritt und beschränkte: Religion sei – bestenfalls – Privatsache. (Dass es nicht zuletzt Christen waren, die zur Überwindung des SED-Staates beitrugen und übrigens auch die SPD in der DDR gründeten, ist eine schöne Pointe der Geschichte, die man auch in der SPD nicht vergessen sollte!)

1918, im Programm der Volksbeauftragten, der Revolutionsregierung von MSPD und USPD, findet sich zum ersten Mal die positive Festlegung: „Die Freiheit der Religionsausübung wird geleistet“. In der Wei-

marer Verfassung sind dann Religionsfreiheit, Trennung von Kirche und Staat, das Selbstbestimmungsrecht der Religionsgemeinschaften verankert, Grundsätze, die bis heute gelten.

In der Weimarer Republik geriet einiges, wenn auch vorsichtig, zwischen den Fronten in Bewegung. Ich erinnere an den Bund religiöser Sozialisten, an die Dialogbereitschaft von Theologen wie Karl Barth und Paul Tillich, an die Antwortversuche von „rechten“ Sozialdemokraten wie Theodor Haubach, Carlo Mierendorff, Adolf Reichwein. Es waren auf beiden Seiten kleine Gruppen, nicht Mehrheiten. Ihr Einfluss wurde größer nach der Erfahrung der Nazidiktatur, man kam sich näher durch Verfolgung und Widerstand.

Auf dem SPD-Parteitag von 1947 klagt ein Redner: „Vor 1933 kamen wohl auch Genossen aus bürgerlichen Kreisen zu uns, die durch den Gegensatz zur Kirche und zur Religion, aber durch kein anderes sozialistisches Interesse zu uns getrieben wurden. Heute ist das Bild gerade umgekehrt. Auf den kulturpolitischen Tagungen der Sozialdemokratie steht der religiöse Sozialismus durchaus im Vordergrund, so dass bei unbefangenen Zuhörern der Eindruck entstehen könnte und auch tatsächlich entstanden ist, als ob der religiöse Sozialismus die einzige offiziell anerkannte kulturpolitische Richtung der Sozialdemokraten sei. (Hört, hört!)“

Und tatsächlich: In der Entschließung der kulturpolitischen Konferenz der SPD 1947 in Ziegenhain heißt es: „Kämpferisches Bewusstsein der unterdrückten Klassen, Wille zur Menschlichkeit, religiöse (!) und sittliche Verpflichtung vereinigen sich in der Sozialdemokratie zu einer gemeinsamen Kraft, die Welt zu verändern ...“

Da wird eine Bewegung sichtbar, die die bisher starren Fronten lockert und über-

windet. Unterstützt vor allem auf evangelischer Seite – auch durch manche Schulbekenntnisse der Kirche. Ich erinnere insbesondere an das „Wort des Bruderrates der Evangelischen Kirche in Deutschland zum politischen Weg unseres Volkes“ vom August 1947 (das sogenannte „Darmstädter Wort“).

Willi Eichler, der programmatische Denker der SPD dieser Zeit, plädierte 1949 für ein „Bündnis der guten Christen und der guten Sozialisten, für das Bündnis der Leidenden und der Denkenden, der Anständigen, Gläubigen und seelisch gefestigten Vertreter einer sittlichen und rechtlich-moralischen Ordnung“.

In der SPD und ihrer Bundestagsfraktion bildete sich ein protestantischer Flügel heraus, zunächst um den „Kronjuristen“ Adolf Arndt, dann erheblich verstärkt durch Gustav Heinemann und weitere Mitglieder seiner aufgelösten Gesamtdeutschen Volkspartei: Johannes Rau, Erhard Eppler, Jürgen Schmude, Friedhelm Farthmann, Diether Posser und die ehemalige Zentrumsvorsitzende Helene Wessel.

Auf katholischer Seite ging es erheblich zögerlicher zu. Wahlempfehlungen zugunsten der CDU gab es von der Bischofskonferenz noch bis 1980. Erinnert sei aber doch an das Wirken von Walter Dirks und Eugen Kogon, an die Frankfurter Hefte, an die Gespräche der 50er Jahre im Dominikanerkloster Walberberg bei Bonn und schließlich an die erste öffentliche Begegnung zwischen Sozialdemokratie und Katholizismus im Januar 1958 in der Katholischen Akademie in München, an der auf katholischer Seite die berühmten Jesuitenprofessoren Gundlach und von Nell-Breuning teilnahmen und für die SPD Carlo Schmid, Adolf Arndt, Waldemar von Knoeringen. Konrad Adenauer hatte diese da-

mals spektakuläre Tagung durch Intervention beim Vatikan zu verhindern versucht.

Das Konzil stellte dann klar (in der Pastoralkonstitution „*Gaudium et spes*“), dass es bei „Fragen der Ordnung irdischer Dinge“ unterschiedliche Meinungen geben könne und niemand das Recht habe, ausschließlich für seine Position kirchliche Autorität in Anspruch zu nehmen“. Das hätte schon damals zu einer Öffnung auch hin zur SPD führen können.

Aber es dauerte. Bei dem Historiker Rainer Hering habe ich die Geschichte von einer erstmaligen Papst-Audienz einer SPD-Delegation gefunden – unter Führung von Fritz Erler bei Paul VI. im März 1964. Die Audienz sei so diskret vorbereitet worden, dass der deutsche Episkopat und die Bundesregierung erst nach Vereinbarung des Termins davon erfuhren, es sei Fotografierverbot und strengste Vertraulichkeit vereinbart worden. Drei Jahre später, im November 1967 dann wurde der erste Sozialdemokrat, nämlich Georg Leber, ins Zentralkomitee der deutschen Katholiken gewählt.

Von Seiten der SPD bildet das Godesberger Programm von 1959 die eigentliche Zäsur in ihrem Verhältnis zu den Kirchen. Die entscheidenden Sätze: „Der Sozialismus ist kein Religionsersatz. Die Sozialdemokratische Partei achtet die Kirchen und Religionsgemeinschaften, ihren besonderen Auftrag und ihre Eigenständigkeit. Sie bejaht ihren öffentlich-rechtlichen Schutz. Zur Zusammenarbeit mit den Kirchen und Religionsgemeinschaften im Sinne einer freien Partnerschaft ist sie stets bereit“.

Willy Brandt benennt als die entscheidenden Punkte der Godesberger Neuorientierung der SPD (in einer Rede 20 Jahre danach): „1. Die SPD verzichtet auf eine verbindlich festgeschriebene Analyse von Welt und Mensch, die Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben könnte, ebenso wie

auf eine geschichtsphilosophisch begründete Utopie. 2. Die SPD sieht die Motivation, für ihre Ziele zu wirken, in den Grundwerten gegeben: Freiheit, Gerechtigkeit, Solidarität. Keiner dieser drei wird absolut gesetzt, alle drei bedingen sich wechselseitig. 3. Die SPD versteht sich folgerichtig als eine ...Gemeinschaft von Menschen, die aus verschiedenen Glaubens- und Denkrichtungen kommen. Ihre Übereinstimmung beruht auf gemeinsamen sittlichen Grundwerten und gleichen politischen Zielen“.

Godesberg, das war – um es kurz und pointiert zu sagen – der Abschied von der Klassenpartei, der Abschied von einer atheistisch geprägten Weltanschauungspartei.

Erst und gerade auch die Öffnung zu den Christen, die Formulierung eines neuen, partnerschaftlichen Verhältnisses zu den Kirchen, machte die SPD zu einer Volkspartei, erst dadurch wurde sie mehrheitsfähig und konnte (auf Bundesebene) Wahlen gewinnen.

Heute gehören – nach einer Parteien-Untersuchung aus dem Jahr 2009 – 73 % der SPD-Mitglieder einer Kirche oder Religionsgemeinschaft an. Das sind mehr als in der Bevölkerung – und das finde ich durchaus nicht überraschend – denn Religion, wenn sie das Gebot der Nächstenliebe ernst nimmt, motiviert zu sozialem Engagement, zum Einsatz für die Anderen, für das Gemeinwohl.

Heute ist die SPD eine weltanschaulich-plurale Partei (wie sie es auch sozial und kulturell ist), und auch deshalb ist sie eine Volkspartei.

In ihr arbeiten, wie es im gültigen, dem Hamburger Programm von 2007 heißt, „Frauen und Männer unterschiedlicher Herkunft, verschiedener religiöser und weltanschaulicher Überzeugung zusammen. Sie verstehen sich seit dem Godesberger Programm von 1959 als linke Volkspartei,

die ihre Wurzeln in Judentum und Christentum, Humanismus und Aufklärung, marxistischer Gesellschaftsanalyse und den Erfahrungen der Arbeiterbewegung hat.“

Es war ein langer Weg – zu einem partnerschaftlichen Verhältnis zwischen SPD und Kirchen, zu wechselseitiger Anerkennung und Wertschätzung. Die schließen Differenzen und Streit nicht aus, sondern ein, wie die vergangenen fünf Jahrzehnte, sowohl die Regierungs- wie die Oppositionszeiten der SPD gezeigt haben. Das inzwischen längst dicht geknüpft Netz von Gesprächsfäden und Kontakten ist so leicht nicht mehr zu zerreißen, meine ich.

Es geht zwischen SPD und Kirchen, zwischen ihren Vertretern nicht um Freundlichkeit zwischen Menschen (die sich selbstverständlich gehört), nicht um Nettigkeit, nicht um den Austausch politischer Übereinstimmungen (so schön das jeweils sein mag), sondern das partnerschaftliche Zusammenwirken ist tiefer zu begründen, ist, glaube ich, auch tiefer begründet.

Aus der Sicht eines Sozialdemokraten nenne ich vier Punkte.

1. In der Auseinandersetzung und Erfahrung mit nationalsozialistischer und kommunistischer Diktatur haben Sozialdemokraten (endgültig) gelernt, politischen Heilsversprechen zu misstrauen und politischen Totalitätsansprüchen zu widerstehen. Deshalb heißt es im Hamburger Programm (im Kapitel „Unser Bild vom Menschen“): „Wir widersprechen jedem politischen Allmachtsanspruch über die Menschen. Wenn Politik selbst Glück und Erfüllung verspricht, läuft sie Gefahr, in totalitäre Herrschaft abzugleiten“.
2. Sozialdemokraten wissen um die Grenzen von Politik. Gerade für eine Partei, der es um wertefundierte und werteorientierte Politik geht, sind die nichtpolitischen, sind die philosophisch-religiös be-

gründeten ethischen Voraussetzungen von Politik von besonderem Gewicht, ja von besonders pfleglich zu behandelnder Kostbarkeit. Das bemerken wir doch: Gemeinsame Vorstellungen von Freiheit und Gerechtigkeit, von der Notwendigkeit von Solidarität, davon, was Menschenwürde meint, was Toleranz...also starke gemeinsame Normen, Maßstäbe, Werte – die sind nicht einfach da, sondern sie müssen tradiert, vitalisiert, durch Bildung und Beispiel weitergegeben, vorgelebt werden. Das kann Politik nicht, jedenfalls nicht allein und zuerst. Das ist der Sinn des oft zitierten Satzes von Ernst-Wolfgang Böckenförde: „Der freiheitliche, säkulare Staat lebt von Voraussetzungen, die er nicht selbst garantieren kann“.

3. Unser Bild vom Menschen ist anders und reicher als die Verkürzung, die der Markt vornimmt, der den Menschen auf die beiden Rollen reduziert, in denen er den Menschen nur kennt, nämlich als Arbeitskraft und Konsument. Sozialdemokratische Politik ist der entschiedene Einspruch gegen diese Verkürzung. Deshalb heißt es in unserem Grundsatzprogramm: „Die Würde des Menschen ist unabhängig von seiner Leistung und seiner wirtschaftlichen Nützlichkeit... Menschen dürfen nie zum Mittel für irgendwelche Zwecke erniedrigt werden, weder vom Staat noch von der Wirtschaft.“
4. Die SPD versteht sich seit ihren Anfängen als eine Partei der Solidarität und zwar nicht nur der nationalen Solidarität, deshalb war sie immer eine internationalistische Partei. Der Einsatz für Frieden durch Gerechtigkeit und Entwicklung ist Grundpfeiler sozialdemokratischer Außenpolitik. Frieden zu ermöglichen durch eine Politik der Entfeindung, also Entspannungspolitik; Frieden zu ermög-

lichen durch eine Politik internationaler Gerechtigkeit, also verantwortliche Nord-Süd-Politik; Frieden zu ermöglichen durch eine Politik der Bewahrung der Schöpfung – das sind grundlegende Verpflichtungen für die Sozialdemokratie, die sie – manchmal mit sogar geschichtsmächtigem Erfolg – zu erfüllen trachtet.

Es gibt, denke ich, genügend Verbindungspunkte zwischen der SPD und den Kirchen und Religionsgemeinschaften und – ich betone es – auch anderen Weltanschauungsgemeinschaften. Ihr Zusammenwirken ist und bleibt notwendig – um der Zukunft der Demokratie als politischer Lebensform der Freiheit willen, um der Zukunft der Gerechtigkeit willen (den Sozialstaat eingeschlossen) als einer notwendigen Grundlage gelingender, stabiler Demokratie.

Darum wehren wir uns gegen die totalitär werdende Dominanz des Ökonomischen, wehren uns dagegen, dass alles vollends zur Ware wird – Sicherheit, Gesundheit, Kultur. Wir wehren uns gegen die Verengung und Verfälschung von Demokratie zu einer marktkonformen Demokratie und verteidigen den Primat demokratischer Politik gegenüber der Wirtschaft.

Es gibt genug Stoff für politische Gemeinsamkeiten – ohne sich wechselseitig auf falsche Weise in Anspruch nehmen zu sollen und zu wollen, also ohne Alleinvertretungs- oder politisch-moralische Monopolansprüche. Alleinseligmachend (sprich alternativlos) – das gibt's in der Politik nicht.

Sozialdemokratie und Kirchen haben gewiss und selbstverständlich unterschiedliche Aufgaben. Aber sie stehen auch vor einer durchaus verwandten Herausforderung, nämlich Antworten zu finden auf die wachsende soziale, kulturelle und weltanschauliche Heterogenität und Pluralität

der Gesellschaft, ohne dabei an Kenntlichkeit und Überzeugungskraft zu verlieren.

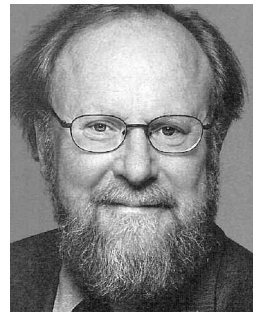
Dazu zitiere ich zum Schluss Peter Glotz (den ehemaligen Chef-Intellektuellen der SPD): Ich fürchte, so hat er vor 10 Jahren geschrieben, „dass durch eine reinliche Trennung von Staat und Kirche“ – ich ergänze: durch eine Entgegensetzung von SPD und Kirchen – „diejenige Fraktion gestärkt würde, die ohnehin schon die stärkste ist, die der Salon-, der Feld-, Wald- und Wiesen-Relativisten. Eine solche reinliche Scheidung würde die Kommunikation – und den Streit – authentischer Sprecher mindern. Das wäre ein Schaden für eine Gesellschaft, deren größte Gefahr die Segmentierung, das Auseinanderfallen ist“.

Von wegen „Mehr Bebel und weniger Bibel“! Nein, vielmehr immer wieder zu erneuernde Partnerschaft, Zuhören und Streit, Diskussion und gemeinsames Handeln, wo möglich und nötig. Das ist es!

*\*Rede am 15. März 2013 anlässlich einer vom Arbeitskreis der Christinnen und Christen in der SPD (AKC) gemeinsam mit der Evangelischen und Katholischen Akademie Berlin abgehaltenen Tagung*

*Dr. h. c. Wolfgang Thierse, MdB  
Geboren am 22. Oktober 1943 in Breslau; katholisch; verheiratet, zwei Kinder.*

*Nach dem Abitur Lehre und Arbeit als Schriftsetzer in Weimar. 1964 Studium in Berlin an der Humboldt-Universität, anschließend wissenschaftlicher Assistent im Bereich Kulturtheorie/Ästhetik der Berliner Universität. 1975 bis 1976 Mitarbeiter im Ministerium für*



**Dr. Wolfgang Thierse**

Kultur der DDR. 1977 bis 1990 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Akademie der Wissenschaften der DDR, im Zentralinstitut für Literaturgeschichte.

Anfang Oktober 1989 Unterschrift beim Neuen Forum. Anfang Januar 1990 Eintritt in die SPD; Juni bis September 1990 Vorsitzender der SPD/DDR; Mitglied der Volkskammer vom 18. März bis 2. Oktober 1990, stellvertretender

Fraktionsvorsitzender, zuletzt Fraktionsvorsitzender der SPD/DDR. Mitglied im Bundesvorstand der SPD.

Mitglied des Bundestages seit 3. Oktober 1990; 1990 bis 1998 stellvertretender Vorsitzender der SPD-Fraktion; von 1998 bis 2005 Präsident des Deutschen Bundestages; seit Oktober 2005 Vizepräsident des Deutschen Bundestages, Träger zahlreicher Auszeichnungen

## 150 Jahre – Siege und Niederlagen der Sozialdemokraten

Von Reinhard Gaede

**D**as Jubiläum 150 Jahre SPD erinnert zuerst an die Verdienste der Partei für unser Land. Dazu habe ich für den BRSD in einem offenen Brief der SPD gratuliert:

„Für soziale und rechtliche Gleichstellung der arbeitenden Bevölkerung hat die SPD seit ihrer Gründung gestritten und damit Ziele der französischen Revolution ‚Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit‘ ins allgemeine Bewusstsein gehoben. So hat sie die Demokratie in Deutschland gefördert, das Frauenwahlrecht eingeführt. Sie hat die Demokratie gegen die Nationalsozialisten verteidigt, weil sie die mit ihnen drohenden Gefahren erkannte, hat als einzige Partei das Ermächtigungsgesetz abgelehnt. Viele Sozialdemokrat(inn)en haben der Diktatur widersprochen, mussten Benachteiligung oder Verfolgung erdulden oder verloren ihr Leben in aktivem Widerstand.

Die religiösen Sozialisten, seit 1919 in Gruppen aktiv, seit 1924 als Arbeitsgemeinschaft, seit 1926 als Bund, waren parteiunabhängig wegen der Spaltung der Arbeiterbewegung, aber die Mehrzahl der



Wahlplakat SPD vom 6. Juni 1920.  
*Hilf dies Haus schützen!*

Mitglieder gehörte der SPD an und teilte deren Ziele wie auch ihr Schicksal.“

Neben den Erfolgen, der Stärkung der Demokratie und der Republik, stehen die

Niederlagen, die zum großen Teil mit dem militaristischen Erbe des Kaiserreichs zusammenhängen.

Am 4. August 1914 bewilligte die SPD im Reichstag die Kriegskredite. Der Rechtshistoriker, Philosoph und Strafrechtler Prof. Dr. H. Kantorowicz konnte nachweisen, was vom Auswärtigen Amt unterdrückt und erst 1967 von dem Historiker Imanuel Geiss veröffentlicht wurde: Fast zwanzig gefälschte Akten wurden am 3. Aug. 1914 dem Reichstag vorgelegt, damit vor allem die Sozialdemokraten irregeführt werden konnten und der deutsche Präventivkrieg sich als Verteidigungskrieg tarnen ließ. (vgl. Reinhard Gaede, *Kirche-Christen-Krieg und Frieden. Die Diskussion im deutschen Protestantismus während der Weimarer Zeit*, Hamburg-Bergstedt 1975, S. 65-66)

„Die SPD-Reichstagsfraktion umfasste damals 110 Abgeordnete. 14 von ihnen stimmten in einer fraktionsinternen Probeabstimmung gegen die Annahme der Kriegskredite. In der öffentlichen Reichstagssitzung am 4. August 1914 hielten sich dann aber alle – auch Karl Liebknecht – zunächst noch an die Fraktionsdisziplin. Die SPD-Parlamentarier glaubten zunächst noch, es handle sich um einen Verteidigungskrieg gegen die Truppen des Zaren. Ein Bekenntnis zur Landesverteidigung befand sich durchaus im Einklang mit der marxistischen Geschichtsauffassung. Erst am 2. Dezember 1914 stimmte Karl Liebknecht demonstrativ gegen eine zweite Kriegskreditvorlage. Er lehnte jetzt den ‚Burgfrieden‘ zwischen der SPD und der Obersten Heeresleitung entschieden ab.“ ( Tilman P. Fichter: Ein dunkler Fleck in der SPD-Geschichte, [http://www.vorwaerts.de/artikel\\_archiv/38660](http://www.vorwaerts.de/artikel_archiv/38660)) Der kritische Kommentar von Rosa Luxemburg: „Noch nie, seit es eine Geschichte der Klassenkämpfe, seit es politische Parteien gibt, hat es eine Partei gegeben,

die in dieser Weise, nach fünfzigjährigem unaufhörlichem Wachstum, nachdem sie sich eine Machtstellung ersten Ranges erobert, nachdem sie Millionen um sich geschart hatte, sich binnen vierundzwanzig Stunden so gänzlich als politischer Faktor in blauen Dunst aufgelöst hatte wie die deutsche Sozialdemokratie.“ Und sie zog den Schluss: „Am 4. August 1914 hat die deutsche Sozialdemokratie politisch abgedankt, und gleichzeitig ist die sozialistische Internationale zusammengebrochen.“ Sie selbst hatte in Fechenheim bei Frankfurt am Main am 25. September 1913 eine Menge von Hunderttausenden zu Kriegsdienst- und Befehlsverweigerung aufgerufen: „Wenn uns zugemutet wird, die Mordwaffen gegen unsere französischen oder anderen ausländischen Brüder zu erheben, so erklären wir: ‚Nein, das tun wir nicht!‘“.

Karl Liebknecht und Otto Rühle lehnten am 20. März 1915 als einzige Abgeordnete im Reichstag die Bewilligung der Kriegskredite ab. Karl Liebknecht hatte in der Abstimmung des Reichstags am 2. Dezember 1914 seine Ablehnung so begründet: „Es handelt sich um einen imperialistischen Krieg, einen Krieg um die kapitalistische Beherrschung des Weltmarktes, um die politische Beherrschung wichtiger Siedlungsgebiete für das Industrie- und Bankkapital.“ (Illegales Flugblatt des Spartakusbundes, Dezember 1914. Karl Liebknecht, *Ausgewählte Reden, Briefe und Aufsätze*, Berlin 1952, S. 281–283, zit. [www.marxist.org](http://www.marxist.org))

Eine andere kritische Stimme ist die von Leonhard Ragaz. Im August 1914, bei Beginn des Ersten Weltkriegs, trägt seine Andacht zu Luk. 21, 21 die Überschrift „Das Gericht“. Erschüttert sieht er das Scheitern bisheriger Hoffnungen: „Wo bleibt nun, wenn Millionen und Millionen von Menschen mit ihren dämonischen Werkzeugen des Mordes und der Zerstörung sich auf-

einander stürzen, unsere Hoffnung auf eine erlöste und erhöhte Menschheit? Wo bleiben die Erwartungen, die sich an den Friedenskongress in Basel geknüpft haben? Wo bleibt der Sozialismus selbst?“ Erschüttert erkennt L. Ragaz das Gericht Gottes über „Nationalismus und Militarismus, Egoismus und Mammonismus“. Es besteht darin, dass das Böse sich gleichsam austobt. Und doch ist es in seinem scheinbaren Sieg vor dem Kreuz, das „in der Mitte der Menschheitsgeschichte steht“ zugleich gerichtet.

Auch die religiösen Sozialisten in Deutschland forderten nach dem Krieg ein neues Wertesystem. Der Berliner Pfarrer August Bleier z.B., der die „Vereinigung der Freunde für Religion und Völkerfriede“ leitete, forderte individuelle Friedenserziehung und gesellschaftliche Friedensarbeit zugleich. Bleier rief zur „echten“ Revolution auf, die nach dem 9. November noch kommen müsse, nämlich zur „geistigen“ und „seelischen“. „Laßt Euch nicht wieder von dem gottlosen Kriegs-, Haß- und Revanchegeist erfüllen, der Sedanfeiern und Schlachtstage religiös zu weihen wagt, Maschinengewehre und Handgranaten segnet!“ Zweierlei sei heute besonders festzuhalten, betonte Bleier im Nov. 1919: Ebenso der Kampf gegen den Kriegs-, Hass- und Revanchegeist wie der Kampf gegen „die verwüstende Propaganda des Rassenhasses“. (Reinhard Gaede, a.a.O., S. 42f.)

Eine große Belastung der jungen Weimarer Republik in den Anfangsjahren war, dass die alten Eliten in Armee und Justiz ihre Schlüsselpositionen in der Gesellschaft behielten. Der Kaiser ging, die Generäle und Richter des alten Systems blieben. Die Armee wurde in der Ära des Reichswehrministers Gustav Noske – „Einer muss den Bluthund machen“, so er selbst – gegen die revolutionären Gruppen eingesetzt. Die

Morde an den Sozialisten Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht und an dem Pazifisten Hans Paasche blieben ungesühnt. Prozesse wegen Landesverrat und Beleidigung waren Mittel, gegen Kritiker des Militarismus vorzugehen.

Betroffen war sogar Reichspräsident Friedrich Ebert, der im Januar 1918 zur Streikleitung der Munitions-Arbeiter gehörte und von Magdeburger Juristen im Jahr 1924 bezichtigt wurde, die Landesverteidigung geschwächt und damit Landesverrat begangen zu haben. „Landesverrat“ wollte ein Gesetzesentwurf der NSDAP-Reichstagsfraktion 1930 generell mit dem Tode bestrafen. Das Militär konnte sich in der Weimarer Zeit als Staat im Staat entwickeln. Die Harzburger Front war ein Bündnis der nationalistischen und militaristischen



**Wahlplakat der SPD 1932/33 –  
Das Dritte Reich? Nein!**

Verbände unter Beteiligung der Nazis. „Im Gleichschritt zur Diktatur“ heißt mit Recht die Ausstellung in der Wandelhalle des Bad Harzburger Kulturbetriebs.

In der Gegenwart ist eine schleichende Militarisierung zu beobachten. Das Bundesverfassungsgericht hat Militäreinsätze in aller Welt für zulässig erklärt. Der Begriff der Landesverteidigung wird damit überdehnt, ja sogar ausgehöhlt. Willkürliche Entscheidungen zur Sicherung angeblich notwendiger Verteidigung wirtschaftlicher Interessen werden damit möglich. Das allgemeine Friedensgebot in der Präambel des Grundgesetzes, das Verbot des Angriffskrieges und die Verpflichtung auf das friedenssichernde Völkerrecht hätten auch Gründe genug nahe gelegt, eine andere Entscheidung zu treffen. (vgl. Wolfram Wette: Militarismus in der Weimarer Republik. Reichswehr und Justiz gegen pazifistische Rüstungskritiker, Forum Pazifismus Nr. 16 - IV/2007, www.Schattenblick.de, Bericht 188)

In dem Glückwunschschreiben des BRSD an die SPD geht es weiter: „Seit dem Godesberger Programm 1959 versteht sich die SPD als linke Volkspartei mit ‚Wurzeln im Judentum, Christentum, Humanismus und Aufklärung, marxistischer Gesellschaftsanalyse und den Erfahrungen der Arbeiterbewegung ... verdankt wichtige Impulse der Frauenbewegung und den neuen sozialen Bewegungen‘: (Hamburger Programm 2007). Zu den großen Erfolgen ab 1969 gehört die Versöhnung mit den östlichen Nachbarn, die durch die Ostpolitik der sozial-liberalen Koalition unter dem Kanzler Willy Brandt möglich wurde.“ Ein unvergessenes Symbol war die Demutskundgebung des Bundeskanzlers Willy Brandt, der am 7. Dez. 1970 unmittelbar vor Unterzeichnung des Warschauer Vertrags am „Ehrenmal der Helden des Ghettos“ in War-

schau einen Kranz niederlegte und auf die Knie sank. Einer, der als Widerstandskämpfer gegen die Nazis frei von Schuld an deren Verbrechen war, hatte die Schuld seines Volkes bekannt. „Auch für die Wieder-



*Willy Brandts Kniefall, Bronzetafel*

vereinigung der beiden deutschen Staaten hat die sozialdemokratische Politik des ‚Wandels durch Annäherung‘ den Weg bereitet.

Der Ausstieg aus der Atomenergie, die mit den Katastrophen von Tschernobyl und Fukushima verbunden ist, die Hinwendung zu den umweltfreundlichen Energien verdanken sich dem rot-grünen Bündnis, das auch in der Opposition dafür Druck gemacht hat.

Nach der tendenziell neoliberalen Politik der rot-grünen Koalition unter Bundeskanzler Gerhard Schröder mit ihrer Agenda 2010, nach der Abspaltung eines Teils des

gewerkschaftsnahen linken Flügels, der zur WASG ging und sich zuerst in der PDS, dann in der LINKEN wieder fand, nach dem Verlust von 11% der Wählerstimmen bei der Bundestagswahl von 2009 ist für die auf 23% zurückgefallenen Volkspartei eine Neuorientierung nötig.“ Die Sozialdemokratie der Schweiz formuliert so: „Wir Sozialdemokraten und Sozialdemokratinnen haben eine visionäre Tradition. Die Vision heißt demokratischer Sozialismus. Dieser beruht auf Freiheit, Gerechtigkeit und Solidarität, achtet die Würde des Menschen und befreit ihn von Ausbeutung, Unterdrückung und Not. Um diese Werte zu verwirklichen, brauchen wir einen Plan. Dieser Plan ist die Demokratisierung aller demokratisierbaren Bereiche unserer Gesellschaft.“ (Parteiprogramm für eine sozial-ökologische Wirtschaftsdemokratie, Lausanne 2010, Lugano 2012, [www.spschweiz.ch/parteiprogramm](http://www.spschweiz.ch/parteiprogramm))

Es folgen in dem Schreiben an die SPD dann unsere Wünsche, formuliert bereits in einem offenen Brief aus dem Jahr 2007:

I „Im Vertrauen auf die traditionelle Selbstverpflichtung der SPD, ständig für mehr Gerechtigkeit in unserm Land zu sorgen, möchten wir Euch heute zuerst die Lage der armen Familien ans Herz legen. Schon die Denkschrift der EKD zur Armut in Deutschland ‚Gerechte Teilhabe‘ 2006 enthielt detaillierte Berechnungen zur Armutsrisiko-Grenze. Für einen Ein-Personen-Haushalt wurde sie damals mit 938 Euro, für ein Paar mit drei Kindern mit 2.251 Euro pro Monat angegeben. Besonders besorgniserregend ist die Lage der armen Kinder. Dass sie in Armut gelassen werden, ist unbegreiflich angesichts der allgemeinen Klage, dass zu wenige Kinder in unserm Land geboren werden. Das Bremer Institut für Arbeitsmarktforschung und Jugendberufshilfe hatte am 15. August 2006 bekannt

gegeben, dass im März 1.929 Millionen Kinder unter 15 Jahren von Arbeitslosengeld II leben. Nach Zahlen der Bundesagentur für Arbeit leben fast 17 Prozent der rund 11,5 Millionen Kinder Deutschlands in Armut. Laut Frankfurter Rundschau vom 13.8.2007 bekam ein zehnjähriges Kind in einer Familie, die durch die Hartz IV-Beihilfe unterstützt wird, damals für Frühstück, Mittag- und Abendessen täglich 2,55 Euro. Dieser Regelsatz für dieses wie für andere Grundbedürfnisse ist deutlich zu niedrig. Wir möchten Euch ermutigen, mit aller Kraft danach zu streben, die Lage der armen Familien zu verbessern, die Regelsätze von ALG II zu erhöhen.

II Sehr zu begrüßen sind Eure Forderungen nach Mindestlöhnen in denen Ihr ausführt: ‚Während der Wohlstand in Deutschland stark wächst, arbeiten viele Menschen für Löhne, von denen sie nicht leben können. Das ist unsozial und ungerecht. 2,5 Millionen Vollzeitbeschäftigte beziehen Armuts-löhne, die weniger als Hälfte des Durchschnittseinkommens betragen. Dumping-löhne schwächen auch die Unternehmen, die sich an der Ausbeutung nicht beteiligen und faire Löhne zahlen. Die Einkommensschere geht immer weiter auseinander, mit rasant wachsenden Spitzengehältern und Kapitaleinkünften und stagnierenden Löhnen für die Mehrzahl der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer. Die Unsicherheiten nehmen zu: Durch befristete und außertarifliche Arbeit, durch Leiharbeit und geringfügige Beschäftigung nimmt der Bereich der prekären Arbeit ohne gesicherte Perspektive immer mehr zu. Wir Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten orientieren uns am Leitbild der guten Arbeit. Wir wollen sittenwidrige Löhne verbieten. Wir setzen uns für Mindestlöhne ein.‘

Mit diesem Aufruf könnt Ihr Unterstützung von Seiten der Gewerkschaften“, in-

zwischen aber auch von Grünen und Linken erwarten. Selbst in der CDU begehrt der Arbeitnehmer-Flügel gegen die Blockade konservativer Kreis und der FDP auf. „Auch wir unterstützen diese wie alle Bemühungen um gerechte Löhne.

III Insgesamt gesehen, ist in den letzten Jahren immer mehr der Auftrag des Sozialstaates zurückgenommen worden. Das Risiko der Armut ist gestiegen, ist den Einzelnen und den Familien aufgebürdet worden mit dem Hinweis, jeder könne selbst Vorsorge treffen. Alle demokratischen Sozialisten und Sozialistinnen sowie Christen und Christinnen sollten die Augen nicht davor verschließen, dass die Ärmern da schlechte Chancen haben. In einer Presseerklärung haben wir an das Sozialwort der Kirchen vor 10 Jahren erinnert und eine Konsultation auf dem Kirchentag in Köln 6.–10. Juni angeschlossen. Die Ergebnisse haben wir Generalsekretär Hubertus Heil überreicht.“ Siehe Anhang.

„IV ‚Ungleichheit wächst‘, sagt der vierte Abschnitt der ‚Armutsdenkschrift der EKD‘ vom 15. Dez. 2006. ‚Inzwischen verfügt das reichste Zehntel der Bevölkerung nahezu über die Hälfte des gesamten Privatvermögens. Dagegen besitzt das unterste Zehntel nicht viel mehr als ein Zwanzigstel.‘ Die Meldung vom Nikolaustag, 6. Dezember 2006 lautete damals schon: ‚Jeder Achte von Armut bedroht‘. 10,6 Millionen Deutsche, darunter 1,7 Millionen Kinder sind von Armut bedroht – immerhin dreizehn Prozent der Gesamtbevölkerung.“ Laut Bericht der Bundesregierung 2013 verfügen die reichsten zehn Prozent der Haushalte über 53 Prozent des gesamten Nettovermögens. Die gesamte untere Hälfte der Haushalte besitzt dagegen nur gut ein Prozent – im Jahr 2003 waren es noch rund drei Prozent gewesen. So sind die Güter gar nicht gerecht verteilt.

„Umso wichtiger ist das von den Kirchen seit langem vertretene Postulat einer breiten Vermögensstreuung. Dafür wurde eine Reihe von Investiv-Lohnmodellen entwickelt. Jetzt auf dem Höhepunkt der Armutsdebatte erinnerten sich die großen Volksparteien CDU und SPD eine kurze Zeit an diese Modelle. ‚Eigentumsbildung in sozialer Verantwortung‘ hieß die Denkschrift der EKD, die 1962 erschien und ausführte: ‚Die Empfänger von Lohneinkommen‘ müssen ‚in wachsendem Maße selbst Eigentum an Produktionsmitteln bilden und diese ständig vermehren.‘ Vor 45 Jahren also ist die Frage der Verteilungs-Gerechtigkeit schon thematisiert worden. Wir fordern die SPD auf, durch Eigentum an Produktionsmitteln für Arbeitende die Vermögen gerechter zu verteilen, die Bedingungen für bestehende Genossenschaften und kommunale Trägerschaften zu verbessern und die Gefahren für das Allgemeinwohl bei den ständigen Forderungen nach Privatisierung bisheriger staatlicher oder kommunaler Versorgungseinrichtungen nicht zu übersehen.“

Soweit unsere Wünsche im Offenen Brief an die SPD aus dem Jahr 2007, die immer noch aktuell sind.

V Ein wichtiges Anliegen ist uns die Förderung der Genossenschaften. Damit ein nicht-kapitalistischer Markt entsteht, ist es notwendig, dass eine Vielfalt von Unternehmensformen besteht – nötigenfalls durch Vergesellschaftung großer privatwirtschaftlicher Unternehmen – in denen unterschiedliche, insbesondere nicht-kapitalistische (also nicht ausschließlich auf Profit ausgerichtete) Zielsysteme verfolgt werden. Das von der Leitung eines solchen Unternehmens zu verfolgende Zielsystem muss durch gemeinwirtschaftliche Träger und durch Mitbestimmung mit sozialistischen Inhalten gefüllt werden. Nötig ist ei-

ne Vielfalt von Unternehmen: solche mit öffentlichen Trägern (Kommunen, Länder, autonome öffentliche Körperschaften), freie Gemeinwirtschaften, u.a. Genossenschaften (Produktiv-, Konsum-, Dienstleistungs-Wohnbaugenossenschaften), Kooperative Versicherungs- und Bankunternehmen, aber auch Lebensgemeinschaften wie die Kibbuzim, dazu mittelständische privatwirtschaftliche Unternehmen. Diese Wirtschaftseinheiten sind durch den Markt miteinander verbunden, da sie untereinander kaufen und verkaufen und durch den Druck der Kosten und die Preis- und Gewinnentwicklung die nötige Information über Art und Umfang der Nachfrage erhalten.

Die ökonomischen Tätigkeiten würden jedoch nicht ausschließlich durch den Markt koordiniert. Er würde ergänzt durch eine nicht-totalitäre Planung, in der mit den Wirtschaftseinheiten das Maß an öffentlicher Planung und Kontrolle der Wirtschaftstätigkeit vereinbart wird, das erforderlich ist, um konjunkturellen und strukturellen Krisen vorzubeugen, das Recht auf Arbeit zu verwirklichen und das ökonomische Wachstum in die gesellschaftlich gewünschte Richtung und mit dem gesellschaftlich vereinbarten Tempo zu vollziehen. Öffentliche Stellen steuern also Wandel und Wachstum, nicht aber die Alltagsarbeit, diese wird hinreichend durch den Marktmechanismus kontrolliert und bedarf keines Eingriffs. Diese öffentliche Planung kommt zustande durch eine Zusammenarbeit von Regierungsstellen mit Gewerkschaften, Wirtschaftsverbänden, Unternehmensleitungen und Verbraucherverbänden und könnte in Wirtschafts- und Sozialräten für einzelne Branchen, sowie auf regionaler, nationaler und supranationaler Ebene organisiert werden.

Die Verwirklichung einer Wirtschaftsdemokratie auf allen Ebenen bedeutet eine

Übertragung der demokratischen Ideen aus dem politischen System auf das wirtschaftliche System. Durch einen solchen Umbau der Wirtschaftsordnung kann die Kontrolle der Gesellschaft über die Wirtschaft gewonnen werden, was wiederum eine Stärkung der Demokratie als politisches System bedeutet. Die Veränderung unseres kapitalistischen Wirtschaftssystems zur sozialistischen Wirtschaftsdemokratie ist innerhalb des Rahmens vollziehbar, den das Grundgesetz vorgibt. Dieses von dem religiösen Sozialisten Eduard Heimann entworfene partizipatorische Plan-Markt-Modell auf der Grundlage zumindest annähernder Chancengleichheit ist eine Wirtschaftsordnung, die der von der biblischen Botschaft inspirierten Parole der französischen Revolution „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ gerecht wird und das die Selbstsucht kultivierende kapitalistische System mit seinem gefährlichen Mangel an Solidarität überwindet.

Dieses partizipatorische Plan-Markt-Modell auf der Grundlage annähernder Gleichheit wird heute vertreten u. a. von Siegfried Katterle, em. Prof. für Volkswirtschaft in Bielefeld, vorher in den sechziger Jahren von Kurt Nemitz. Auch Gedanken von Ota Sik, Wirtschaftsminister im Prager Frühling, sowie von Arthur Richte, Sozialethiker in Zürich, Schüler von Leonhard Ragaz, gehen in diese Richtung.

*Anhang zum offenen Brief an die SPD 2007*

*Bund der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands e.V., Mitglied der International League of Religious Socialists, der Initiative Kirche von unten, des Attac-Netzwerks, von Oikocedit und Kairos Europa*

*Presseerklärung zur Konsultation auf dem 31. Deutschen Evangelischen Kirchentag in Köln 2007 Zehn Jahre Sozialwort der Kirchen: „Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit“:*

1. Der Bund der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands e.V. (BRSD), gegründet 1926, hatte am 17./18. November 2006 im ver.di-Institut für Bildung, Medien und Kunst in Lage-Hörste nicht nur seine Mitglieder, sondern auch Vertreter christlicher Partei-Organisationen eingeladen. Für die Arbeitsgemeinschaft Kirche und SPD sprach Eckhard Minthe aus Lauenau am Deister, für Bündnis 90/ Die Grünen war Rainer Schäfermeier, Kreissprecher, MdR, aus Oerlinghausen gekommen. Die Bundesarbeitsgemeinschaft der Christen und Christinnen bei der Linkspartei/PDS vertraten Jens-Eberhard Jahn aus Freiberg/ Sachsen und Dieter Kimhofer aus Voerde. Das Thema der Tagung lautete: „So nah und doch so fern! Haben linke Christinnen und Christen eine gemeinsame Basis?“ Die Teilnehmenden führten Gespräche über ihr Selbstverständnis und ihre Wirkungs-Möglichkeiten. Die Moderation hatte Dr. Wieland Zademach, Pfarrer der Ev.-Luth. Kirche in Bayern. Die Teilnehmenden verabredeten trotz der Verschiedenheit der Parteien ein Aktionsbündnis für Zeit-Ansagen im Sinne des prophetischen Wächter-Amtes der Christinnen und Christen mit dem Ziel, die Zivilgesellschaft als Subjekt des Handelns wieder zu stärken und soziale und rechtliche Aufgaben des Staates anzumahnen. Sodann erinnerten sie an das Sozialwort beider Kirchen „Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit“. Fast 10 Jahre nach dieser Denkschrift sahen die Teilnehmenden die Aufgabe einer Bilanz: Haben die Kirchen sich ihrem Anspruch und ihrer Sendung gemäß weiter entwickelt? Wie müsste heute Gerechtigkeit und Solidarität gestaltet werden? Wie müsste die Kirche in ihren eigenen Strukturen Vorbild

sein? Die Teilnehmenden empfahlen dem BRSD und den christlichen Arbeitsgemeinschaften der drei Parteien, diesen Fragen nachzugehen und während des Kirchentags 6.-10.6.2007 diese Fragen mit den Teilnehmenden zu erörtern. Auch Gutachten von Fachkundigen sollen eingeholt werden. Der BRSD ist bereit, das Forum für diese Diskussionen zu eröffnen.

2. Zum Deutschen Evangelischen Kirchentag in Köln 2007 kann der BRSD erste Ergebnisse seiner Konsultation vorlegen, die in seiner Zeitschrift CuS. Christ und Sozialist. Christin und Sozialistin. Kreuz und Rose 1/07, 2–3/07 veröffentlicht wurden.

*Dr. Franz Segbers*, Pfarrer der altkatholischen Kirche, Prof. für Sozialethik in Marburg, Referent für Ethik und Sozialpolitik im Diakonischen Werk in Hessen und Nassau, unterscheidet zwischen dem europäischen Sozialmodell und dem amerikanischen Staatsverständnis: „Es ist keineswegs eine Selbstverständlichkeit, wenn ein Staat für menschenwürdige Lebensbedingungen eintritt und sich zu einem Ausgleich der sozialen Gegensätze verpflichtet weiß. Diese Verpflichtung des Staates prägt das europäische Sozialmodell und grenzt es aber auch vom amerikanischen Staatsverständnis ab. Seit den 90er Jahren ist eine schleichende Angleichung der europäischen Politik an Leitbilder des US-amerikanischen Wohlfahrtsstaates zu beobachten. Das neue Motto des Sozialstaats lautet: Der Sozialstaat sei nur mehr für die wirklich Bedürftigen verantwortlich und könne allenfalls eine Grundsicherung gewährleisten. Wer mehr will, der möge sich durch Eigenvorsorge privat absichern... Das europäische Sozialmodell will eine sozial gerechte Ordnung, dem amerikanischen reicht die Barmherzigkeit.“ Die Gefahr besteht, dass die Kir-

chen mit ihrer Betonung der Eigenverantwortung sich dem amerikanischen Modell eines Mini-Wohlfahrtsstaats annähern und es legitimieren.

*Dr. Ernst-Ulrich Huster*, Prof. für Politikwissenschaft an der Universität Gießen und der Ev. Fachhochschule Rheinland-Westfalen-Lippe in Bochum, sieht dementsprechend Caritas und Diakonie mit den Folgen der sozialen Ausgrenzung beschäftigt: So genannte Tafeln sprießen wie Pilze im Sommerregen aus dem Boden, die Schuldnerberatungs-Stellen kommen kaum noch nach, der Bedarf an stationären Hilfen im Rahmen der Kinder- und Jugendhilfe ist immens.“ Anzuerkennen ist, dass beide Kirchen sich „in exponierter Weise zum Problem Arbeitslosigkeit und soziale Ausgrenzung am Ende des 20. Jahrhunderts zu Wort gemeldet haben“ Zu kritisieren ist aber: „Es wird nicht das strukturelle asymmetrische Verteilungs-Geschehen in Deutschland, in Europa... weltweit benannt und analysiert und als Ursache auch für soziale Polarisierung und Ausgrenzung kenntlich gemacht.“ Um „der Stadt Bestes“ zu suchen (Jeremia 29, 7), ist mehr nötig als nur Einzelaktionen.

*Dr. Friedhelm Hengsbach*, (em.) Professor für christliche Gesellschaftsethik, Frankfurt, sieht Wirkungen des Sozialwortes auf die Sozialpolitik damals, kritisiert jedoch den „Seiten-Wechsel“ jüngerer Erklärungen beider Kirchen durch Abkehr von der Verteilungs-Gerechtigkeit und durch eine Rhetorik der Eigenverantwortung. Mehr als vor zehn Jahren ist das Sozialwort aktuell: Das Armutsrisiko ist gestiegen, die Arbeitsverhältnisse sind unsicherer: Hohes Arbeitstempo, Zeitnot, psychische Schäden. Es fehlt die solidarische Sicherung vor gesellschaftlichen Risiken, die Frage der Vereinbarkeit von Familie und Beruf wird zu Lasten der Frauen entschieden. Eine öko-

logisch-soziale Marktwirtschaft mit alternativen Verkehrs- und Energie-Systemen ist nicht klar erkennbar. Vielmehr zeigt sich „die Irrationalität des Finanzkapitalismus“ so: „Der Börsenwert steigt, während der Wert der Arbeit fällt.“

*Paul Schobel*, Leiter des Fachbereichs „Betriebsseelsorge“ in der Diözese Rottenburg-Stuttgart konstatiert: Zehn Jahre nach dem Sozialwort hat sich nichts zum Besseren gewandelt. Die Wirtschaft produziert jährlich mehr, aber mit weniger Menschen. 4 Mill. Arbeitslose sind Opfer der Ausgrenzung auf dem Markt. Soziale Dienstleistungen werden „gnadenlos heruntergefahren oder rücksichtslos privatisiert ... Millionenfach liegt Arbeit verborgen ... Dieser Schatz wird aber nicht gehoben. Lieber finanziert man Arbeitslosigkeit statt Arbeit. Zehntausende Jugendlicher bleiben ohne Ausbildung ... Während die einen ohne Arbeit darben, schufteten sich die anderen zu Tode.“ Arbeitszeitverlängerung statt -verkürzung ist die Regel. „Arbeit ist keine Ware“, müsste ein neues Sozialwort sagen. Gegenwärtig wird Arbeit „schamlos“ ihrer Rechte und Würde beraubt. „Armut trotz Arbeit – das ist ein Skandal.“ Ein Mindestlohngesetz muss das verhindern, Mitbestimmung, Kündigungsschutz und Tarifhoheit müssen gesichert werden. „Prekäre Arbeit“, Befristung von Arbeitsverhältnissen schaffen ein „Industrie-Nomadentum“, behindern die Lebens-Planung und die Familiengründung. Während die Einkommen und Vermögen der Reichen und die Gewinne der Konzerne geschont werden, werden die persönlichen Risiken wie Krankheit, Pflege, Alter, aber auch die gesellschaftlichen wie Arbeitslosigkeit aus der sozialstaatlichen Solidarität „outgesourct“ und privater Vorsorge überlassen. Die Kirchen müssen „jenen roten Faden der Kapitalismuskritik, wie er sich in der katholischen

Soziallehre findet, aufgreifen und weiter-spinnen.“ Sie müssen den „Primat der Politik“ gegenüber dem Markt einfordern. Steuergerechtigkeit und Solidarität sind „als politische Sofortmaßnahmen“ zu definieren. „Ein neues Sozialwort muss unverblümt vorgehen gegen Korruption und Selbstbereicherung. Die Kirchen müssen klipp und klar bekennen: Kapitalismus ist Sünde. Die Wirtschaft ist kein Bereicherungsinstitut für wenige. Wir sind immer noch eine Werte- und keine Wertpapier-Gesellschaft!“ „Anwaltschaft und Prophetie“ ist nötig. Als Anwalt der Armen kann die

Kirche „die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes“ sichtbar machen.

3. Besuchende des Kirchentags sind herzlich eingeladen, sich an der Konsultation zu beteiligen.

v.i.S.d.P. Dr. Reinhard Gaede  
Wiesestr. 65, 32052 Herford

Wir möchten unsere Möglichkeiten nutzen, Eure christliche Arbeitsgemeinschaft mit denen anderer Parteien ins Gespräch zu bringen, damit parteiübergreifend in Zukunft die Initiativen zugunsten der armen Menschen unseres Landes verstärkt werden können.

### ***Kontroversen seit 80 Jahren\****

## **Der Reichstagsbrand vom 27.2.1933**

*Von Friedrich Winterhager*

**A**m Abend des 27. Februars 1933, also vor etwas über 80 Jahren, brannte in Berlin das Reichstagsgebäude, genauer gesagt, vor allem der Plenarsaal. Damals hatten die Nationalsozialisten im Bündnis mit den Deutschnationalen zwar schon seit dem 30. Januar die Regierungsmacht im Deutschen Reich und kommissarisch auch im Lande Preußen inne, aber sie hatten auch zusammen noch keine Mehrheit im Reichstag. In den süddeutschen Ländern regierten noch intakte bürgerliche Regierungen. Die neue Regierung hatte nun mit Zustimmung des Reichspräsidenten Reichstagswahlen für den 5. März 1933 angesetzt.

Als die Nachricht von dem Brand kam, beschuldigten die nationalsozialistischen Führer sofort die Kommunisten der Brandstiftung. Festgenommen wurde im Gebäude der niederländische, aus Leiden stam-

mende Rätekommunist Marinus van der Lubbe (geb. 1909)<sup>1</sup>, ein invalidisierter Maurergeselle. Er wurde allerdings nicht zweifelsfrei bei seiner Tat gesehen<sup>2</sup>, sondern er hat sie nach seiner Ergreifung gestanden und sich dazu bekannt.

Am nächsten Tag beschloss die Reichsregierung eine so genannte Notverordnung zum Schutze von Volk und Staat<sup>3</sup>, in der fast alle Grundrechte ohne gerichtliche Nachprüfungsmöglichkeit bis auf Weiteres eingeschränkt bzw. aufgehoben wurden. Auf bestimmte Delikte wie Hochverrat und schwere Brandstiftung stand nun die Todesstrafe. Dies geschah mit der Unterschrift des Reichspräsidenten von Hindenburg und formal im Rahmen der Weimarer Reichsverfassung. Schon in der Brandnacht gab es eine Verhaftungswelle in Preußen und anderen norddeutschen Ländern (z.B. in Hamburg). Die Listen dafür waren teilweise schon von früheren Regierungen

zusammengestellt und von dem neuen Regime neu gestaltet und ergänzt worden<sup>4</sup>.

Diese Notverordnung erhielt wenige Tage später in ihren Strafbestimmungen rückwirkende Kraft; es ist rechtlich eigentlich nicht zulässig, ein Strafmaß nachträglich zu verschärfen.

Die Reichstagswahlen vom 5. März gewannen die Nationalsozialisten dann mit 43% der Stimmen. Zusammen mit einer deutschnationalen Kampffront Schwarz-Weiß-Rot (v. Papen, Hugenberg), also praktisch der DNVP, hatten sie dann eine Mehrheit im Reichstag. Der Zentrumsblock blieb fast unversehrt. Im Ermächtigungsgesetz vom 22. März 1933 erreichten sie dann nach Annullierung der kommunistischen Mandate scheinbar legal die Selbstentmachtung des Parlaments und des Reichsrats durch Änderung der Verfassung. Das Zentrum, die Partei des politischen Katholizismus, hat dem damals mit Bedenken zugestimmt, nachdem ihm Hoffnungen auf ein Reichskonkordat gemacht worden waren.

Bürgerliche und sozialdemokratische Politiker und Kommunalpolitiker wurden damals durch Korruptionsanklagen mundtot gemacht. Diese Anklagen hatten dann jedoch nur selten Erfolg, weil die ordentliche Justiz die Dinge noch mit Augenmaß betrachtete.

In einem dann folgenden großen Prozess vor dem Reichsgericht in Leipzig, 4. Senat, wurden M. van der Lubbe, der kommunistische Fraktionsvorsitzende Ernst Torgler, der bulgarische Auslandssekretär der Komintern, Georgi Dimitroff sowie die bulgarischen Funktionsträger Blagoj Popoff und Vassil Tanefff angeklagt. Dimitroff war am 9. März 1933 in Berlin verhaftet worden. Man hatte durch ein rückwirkend, also insoweit widerrechtlich in Kraft gesetztes Gesetz für Hochverrat und schwere

Brandstiftung die Todesstrafe vorgesehen. Aber die drei Bulgaren konnten dartun, dass sie mit der Sache nichts zu tun hatten. Am Ende wurden nur noch van der Lubbe und Torgler als Schuldige benannt, und gegen sie wurde im Plädoyer der Oberreichsanwaltschaft die Todesstrafe gefordert. Jedoch wurde E. Torgler aus Mangel an Beweisen freigesprochen. Die gegen ihn erhobenen vagen Vorwürfe erwiesen sich als unhaltbar. Er hat viel später dann, von den Kommunisten ausgeschlossen, in Niedersachsen noch als Abteilungsleiter in einer städtischen Dienststelle<sup>5</sup> wirken können.

Nur Marinus van der Lubbe wurde zum Tode verurteilt und im Januar 1934 in Leipzig mit dem Fallbeil hingerichtet. Er galt als Teil oder als eine Art Anhang einer sonst nicht ermittelten Tätergruppe.

Im Jahr 1967 bestätigte das Landgericht Berlin in einer Aufhebungssache, angestrengt vom Bruder van der Lubbes, den Schuldspruch, reduzierte aber das Strafmaß auf 8 Jahre Zuchthaus. Im Dezember 2007 wurde das gesamte Urteil von 1933 als nationalsozialistisches Unrechtsurteil annulliert. Das Gericht hatte 1933 unter Vorsitz des Senatspräsidenten Dr. h. c. Wilhelm Büniger alle Hinweise in Richtung auf nationalsozialistische Verdächtige abgeblockt, und es hatte auch zugelassen, dass der Zeuge Ministerpräsident Göring aufbrausende Drohungen gegen den Angeklagten Dimitroff ausgesprochen hatte. Auch der Untersuchungsrichter, Reichsgerichtsrat Paul Vogt, war recht einseitig vorgegangen<sup>6</sup>.

Es ist so eigentlich nie ganz geklärt worden, wer denn nun den Reichstag angezündet hat und ob es Hintermänner gegeben hat.

Eine Schuld der regulären Kommunisten ist sicher auszuschließen, denn dafür gibt

es keine Beweise und eigentlich auch keinen Anhaltspunkt.

Nun also die kontroversen Deutungen: Die erste Meinung oder Theorie ist 1933 unmittelbar nach dem Ereignis aufgestellt worden: Es waren die Nationalsozialisten selbst – mit dem halb zurechnungsfähigen M. van der Lubbe als gefügigem Werkzeug. Die Nazis wollten dadurch, so meint man, ihren Wahlsieg sichern. Van der Lubbe sei entweder ein untauglicher Scheintäter gewesen oder er sei überhaupt erst kurz nach der Begehung der Tat mit zeitverzögernden Brandmitteln – als vermeintlicher, aber eher untauglicher Brandleger durch einen (tatsächlich vorhandenen) unterirdischen Gang in das Gebäude hereingedrängt worden. M. v. d. Lubbe sei für die Tat vorher im Homosexuellenmilieu der SA präpariert worden. Nach der Tat sei er in der Haft ständig unter Drogen (mit dem früher bekannten Brom) gehalten worden, so dass er im Ermittlungsverfahren und im Prozess die Tat zwar zugab, aber sonst nichts Sachdienliches aussagen oder beitragen konnte.

Ein in Paris entstandenes Dokumentenbuch, das sog. Braunbuch, das voller Übertreibungen, Mystifizierungen und Verzerrungen war, hat diese These publizistisch unterstützt. Hauptinitiator war der linksstehende Verleger Willi Münzenberg. Es erschien in mehreren Ländern und Sprachen, und zwar oft in respektablen bürgerlichen Verlagen. Der links-bürgerliche Schriftsteller Gustav Regler und der spätere Kulturminister der DDR, Alexander Abusch (SED), haben bei seiner Entstehung mitgewirkt. Ein Londoner Gegenprozess unter dem Vorsitz eines renommierten Juristen suchte, gelenkt von Aussagen linksstehender Emigranten, die Vorwürfe gegen die Nationalsozialisten als Urheber zu erhärten.

Als Schuldige wurden Hermann Göring,

der Pressechef Hanfstaengl und ein der SA angehörender Maschinenbautechniker Hans Georg (Heini) G. genannt. Deren Schuld ist aber nicht bewiesen. Dr. Ernst (Putzi) Hanfstaengl, der später emigrierte, konnte in London seine Unschuld gerichtlich feststellen lassen. Auch Hans Georg G., er war dann ein Bauunternehmer, gewann einen entsprechenden Verleumdungsprozess im Rheinland (1969).<sup>7</sup>

Diese Theorie von den nationalsozialistischen oder auch deutschnationalen Märgtätern hat den Nachteil, dass ihre Vertreter nicht den oder die Täter verantwortlich nennen können. Außerdem wurden am Brandort außer einer kleineren Fackel mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit keine brandverstärkenden Mittel oder Substanzen<sup>8</sup> gefunden. Heute wird diese Richtung von dem emeritierten Geschichtsfachprofessor und früheren Abgeordneten Dr. Walther Hofer (Bern), dem Historiker Dr. Alexander Bahar und dem Physiker Dr. Wilfried Kugel vertreten. Eine ähnliche These vertritt der Publizist Hersch Fischler. Früher hat auch der Historiker Prof. Golo Mann diese These unterstützt. In der DDR und den Ostblockstaaten galt sie als dogmatisch wahr. Die marxistischen Historiker vermieden es aber mehr und mehr, dieses Thema zu behandeln.

Die antagonistische Gegenthese lautet: Der Täter war Marinus van der Lubbe allein und aus eigenem Antrieb. Auch geht der Täterfolg auf ihn allein zurück. Er habe die Tat gewollt, er sei – mit Ausnahme einer Sehschwäche – dabei gesund und klar bei Verstand gewesen. Er wollte ein Fanal gegen den vermeintlichen kapitalistischen Terror setzen.

Er war vielleicht auch erregt über einen Zwischenfall an den Ufern von Niederländisch-Indien gewesen. Gemeint ist die sozial bedingte Meuterei auf dem Kriegs-

schiff „De Zeven Provincien“ und ihre Niederschlagung Anfang Februar 1933. Er sprach davon jedenfalls in dieser Zeit.

Er hatte zur Begehung der Tat nach dieser Auffassung knapp 18 Minuten Zeit. Er sei gegen 21.03 Uhr durch ein Glasfenster, das er aufgebrochen habe<sup>9</sup>, in den Reichstag eingedrungen, habe die Vorräume durchquert und habe den Plenarsaal betreten und die Vorhänge angezündet. Seine Hilfsmittel seien zwei Kohle-Anzündender (bestehend aus Naphthalin und Sägemehl) gewesen. Es habe einen Hauptbrand im Plenarsaal und einige kleinere Nebenbrände gegeben. Eventuell wurden aufgestapelte Namensschilder aus Pappe zum Entzünden verwendet. Die Tat war vielleicht begünstigt durch das Verpuffen von eingeriebenen Reinigungs-Mitteln auf den Bänken des Saals. Früher waren Reinigungsmittel nicht feuerabweisend. Die Vorhänge waren zwar ursprünglich feuerfest gewesen, aber sie waren innerlich durch die Jahre völlig zerbröseln und auch verstaubt.

Nun hat Marinus van der Lubbe zwar dann im Polizeiverhör und vor dem Untersuchungsrichter in Anwesenheit eines Dolmetschers ausgesagt, dass er die Tat allein begangen und ausgeführt hat. Er hat dann aber später beim Ortstermin in Berlin die betreffenden Räume nicht recht finden können.

Ob die Zwischentüren im Innern des Reichstags damals verschlossen waren oder nicht, ist überdies auch fraglich. Die Leitung der Berliner Schutzpolizei hat dann zwar betont, sie seien damals verschlossen gewesen. Aber die Schupo war für das Innere des Reichstags im Regelfall gar nicht zuständig gewesen, sondern ein eigener Ordnerdienst.

Die These von der Alleintäterschaft van der Lubbes ist zuerst (Ende 1933) von sei-

nen räte-kommunistischen Anhängern in den Niederlanden (Amsterdam) in einem so genannten Rotbuch<sup>10</sup> aufgestellt worden. Dort steht in vorsichtiger Form, dass es eine politisch zu bewertende Tat war, und sie wird da mit van der Lubbe (allein) in Verbindung gebracht.

Als die Alliierten 1945/46 die so genannten Hauptkriegsverbrecher in Nürnberg anklagten, wurde dieses Thema eigentlich ausgeklammert. Auch in den Nürnberger Folgeprozessen kam es nicht oder kaum noch zur Sprache.

Erst 1947 verfasste der frühere Mitarbeiter der deutschen politischen Polizei, der Jurist Dr. Heinrich Wilhelm Sch., unter einem Pseudonym (Wilhelm Schneider) eine Artikelserie in einer Schweizer rechtsstehenden Zeitschrift (Die Neue Politik). Daraus wurde offenbar dann eine Broschüre „Der Reichstagsbrand in anderer Sicht“ (Zürich 1949). Darin beschuldigte er den toten van der Lubbe als Alleintäter. Durch diese Alleintäterthese wurden die Nationalsozialisten, aber auch die Kommunisten von der Verantwortung für den Reichstagsbrand entlastet. Die Verfolgung und Verurteilung van der Lubbes wäre dann zumindest im Schuldspruch zu Recht erfolgt gewesen.

Später hat dann der Regierungsrat und spätere Ministerialrat im Niedersächsischen Innenministerium bzw. im Verfassungsschutz, Fritz Tobias (1912–2011), diese These bestätigt. Er war durch einen Laufbahnaufstieg in den höheren Dienst gelangt. Er hat dann (1959) die Grundlage zu einer Serie „Stehen Sie auf, van der Lubbe!“ erarbeitet, die im Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ abgedruckt wurde. Dafür hatte er mit dem hannoverschen Oberregierungs- und Kriminalrat Dr. Walter Zirpins Gespräche geführt, der 1933 van der Lubbe in Berlin verhört hatte. Zirpins war im



**Berlin, Reichtagsgebäude in Flammen**

Krieg für kurze Zeit Leiter der Kriminalpolizei im Ghetto Litzmannstadt (Lodz) gewesen.

Tobias hat dann daraus auch ein umfangreiches Buch<sup>11</sup> erarbeitet. Es wurde in verkürzter Form auch in das amerikanische Englisch übersetzt. Nach dem Tod des Ministerialrat Tobias, eines Sozialdemokraten, ist dann dieses Werk noch einmal von dem rechtskonservativen Publizisten Fred Duswald in dem (als rechtslastig geltenden) Grabert-Verlag in Tübingen erneut herausgegeben worden<sup>12</sup>. Er hatte den Auftrag zur Bearbeitung erhalten. Das ist für manche nun schwer zu verstehen<sup>13</sup>.

Unterstützer der Alleintäter-These sind die emeritierten Professoren Dr. Hans Mommsen (Bochum, jetzt München), Dr. Henning Köhler (Berlin), die Professoren Dr. Eckhard Jesse (Chemnitz) und Dr. Uwe

Backes (Dresden) und die Publizisten Sven Felix Kellerhoff (Berlin) und auch Dr. Nicole Glocke (Berlin)<sup>14</sup>.

Beide Grundthesen (NS-Täterschaft versus Alleintäterschaft) sind jeweils nie ganz bewiesen worden. So ist die Sache bis heute doch ungeklärt.

Das umfangreiche Aktenmaterial von Herrn F. Tobias sollte jetzt, so wurde vorgeschlagen, mit Zustimmung seines Sohnes dem Deutschen Bundestag übergeben werden<sup>15</sup>. Es wurde auch vorgeschlagen, eine eigene Forschungskommission des Bundestages zur Aufarbeitung dieses historischen Themas zu bilden – etwa mit wechselseitigen Anhörungen. Der heutige Bundestagspräsident Dr. Norbert Lammert hat Politik und Zeitgeschichte in Bochum studiert, wo auch Hans Mommsen seinerzeit lehrte.

Nun habe ich ein heute noch aktuelles Thema dargestellt – aber die Kontroverse nicht schlichten können.

1 Vgl. Martin Schouten: *Marinus van der Lubbe. Eine Biographie. Aus dem Niederländischen [...]*. Frankfurt a. M. 1999, S. 14. Über seine Kindheit und Jugend vgl. dort S. 16–31.

2 Es gibt zwar Berichte, dass Passanten und ein Polizist (und Personen in vorbeifahrenden Autos) von außen durch die Fenster einen Brandstifter gesehen haben. Aber aus der Entfernung konnte man niemanden so genau sehen, dass man ihn hernach identifizieren konnte.

3 Vgl. Thomas Raithel/Irene Streng: *Die Reichstagsbrandverordnung. Grundlegung der Diktatur mit den Instrumenten des Weimarer Ausnahmezustandes*. In: *Vierteljahreshefte VfZ* 48 (2000), S. 413–460, hier S. 416.

4 Darauf wies Robert M. W. Kempner in einem Leserbrief „Warnung aus dem Ull-

- stein-Haus“ hin (Die Welt vom 11. 2. 1978, Nr. 36, S. 6) hin. Er selbst wusste damals von diesen Listen und konnte vom Ullstein-Haus (Berlin-Tempelhof) aus telefonieren, um darin genannte Personen zu warnen.
- 5 Vgl. Norbert Podewin/Lutz Heuer: Ernst Torgler. Ein Leben im Schatten des Reichstagsbrandes. [...] Hannover. Berlin 2006, S. 184. Torgler ist 1963 in Hannover verstorben.
- 6 Vgl. Georgi Dimitroff: Reichstagsbrandprozeß. Dokumente, Briefe und Aufzeichnungen. 4. Aufl., Berlin (Ost) 1960, S. 109.
- 7 Vgl. Marcus Giebeler: Die Kontroverse um den Reichstagsbrand. Quellenprobleme und historiographische Paradigmen. München 2010, S. 66 f.
- 8 Anders: Alexander Bahar/Wilfried Kugel: Der Reichstagsbrand. Wie Geschichte gemacht wird [...] Berlin 2001, S. 313 (Gutachten des Chemikers Dr. Wilhelm Schatz) und auch S. 311.
- 9 Vgl. F. Tobias: Der Reichstagsbrand. Legende und Wirklichkeit. Rastatt 1962, S. 14.
- 10 Josh van Soer (Hrsg.): Marinus van der Lubbe und der Reichstagsbrand. Aus dem Niederländischen übersetzt und herausgegeben [...] Hamburg 1983, S. 35 [Original: Roodboek. Van der Lubbe en de Rijksdagbrand]
- 11 Fritz Tobias: Der Reichstagsbrand. Legende und Wirklichkeit. Rastatt 1962 (724 S.)
- 12 Fred Duswald/Fritz Tobias: Polit-Kriminalfall Reichstags-Brand. Legende und Wirklichkeit. Tübingen 2011. Mit einem Vorwort von Franz W. Seidler. Auf S. 431 berichtet F. Duswald über die Entstehung seiner neuen Bearbeitung des Werkes von F. Tobias.
- 13 Vgl. Alexander Bahar/Wilfried Kugel: Der Reichstagsbrand. Geschichte einer Provokation. Köln 2013, S. 34 –347; (Neue Kleine Bibliothek 182). Dort komme auch ich auf S. 301 mit einem Votum zu Wort, ohne nun der Grundtendenz des Buches zuzustimmen.
- 14 Vgl. Nicole Glocke: Reichstagsbrand im Bundestag. Geschichte mit Mythen. In: Das Parlament Nr. 41–42 vom 6./13. Oktober 2000, S. 19. Entgegnung: Jürgen Schmädke: Die alte und neue Kontroverse um den Reichstagsbrand am 27. Februar 1933. Keine ausreichenden Beweise für Alleintäterschaft van der Lubbes. In: Das Parlament Nr. 51 vom 15. Dezember 2000, S. 13.
- 15 Der Bundestagspräsident Prof. Dr. Norbert Lammert hat sich dann im Frühjahr 2013 aber dagegen ausgesprochen, dass der Bundestag hier entsprechend tätig wird.
- \*Vortrag: 14. März 2013 in Hildesheim-Baustadt, vor der CDA, Kreisverband Hildesheim (Leitung Dr. phil. Alexander Dylong).

Dr. Friedrich Winterhager, geb. 21.2.1953, studierte lateinische Philologie und Geschichte, ist als Oberstudienrat Projektbeauftragter für Archiv und Universitätsgeschichte an der Universität Hildesheim, vgl.



**Friedrich Winterhager**  
seinen Artikel in CuS 4/2007

# Verbrennung pazifistischer Literatur am 10. Mai 1933

Von Karlheinz Lipp

Die Bücherverbrennungen am 10. Mai 1933 in 22 deutschen Universitätsstädten zählen zu den Schandtaten des NS-Staates gegen die Kultur. Eine Barbarei, die auch gezielt gegen die Friedensbewegung gerichtet war.

## **Weimarer Republik**

Bereits in der Weimarer Republik gab es bedenkliche Entwicklungen. Im Jahre 1926 verabschiedete der Reichstag gegen die Stimmen von SPD und KPD ein Gesetz zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzliteratur, das vom Zentrum und der Deutschnationalen Volkspartei eingebracht worden war. Dieses Gesetz verlor sehr bald seinen Zweck des Jugendschutzes und entwickelte sich zu einem wirksamen Instrument der politischen Rechten gegen Andersdenkende. Kurt Tucholsky kritisierte vehement dieses Gesetz und seine Folgen.

Als das Theaterstück „Giftgas über Berlin“ des Dramatikers Peter Martin Lampel 1929 verboten wurde, gründeten u.a. Heinrich Mann, Leopold Jessner, Fritz Kortner und Fritz von Unruh einen Ausschuss gegen die Maßnahmen der Zensur.

Im September 1930 störten Mitglieder der NSDAP die Uraufführung der Verfilmung (Regie: Lewis Milestone) des berühmten Bestellers „Im Westen nichts Neues“ von Erich Maria Remarque. Jedoch wurden keineswegs die Randalierer belangt, sondern der Spielfilm wegen Störung der öffentlichen Ordnung abgesetzt.

Im November 1931 verurteilte ein Gericht

Carl von Ossietzky, den Herausgeber der kritischen Zeitschrift „Die Weltbühne“, sowie Walter Kreiser zu einer Gefängnisstrafe von eineinhalb Jahren. Kreiser publizierte im März 1929 in Ossietzkys Monatsschrift den Artikel „Windiges aus der deutschen Luftfahrt“, der die illegale Aufrüstung der Reichswehr offen legte. Keineswegs wurden Vertreter der Reichswehr angeklagt, sondern Ossietzky und Kreiser.

Reichswehrminister Wilhelm Groener klagte im gleichen Jahr gegen Tucholsky, der in seinem Artikel „Der bewachte Kriegsschauplatz“ das sinnlose Sterben auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkrieges thematisierte und die bis heute heftig diskutierte Formulierung „Soldaten sind Mörder“ benutzte. Tucholsky erhielt einen Freispruch.

Reichskanzler Franz von Papen kündigte in seiner Regierungserklärung an, dass der Kampf gegen den „Kulturbolschewismus“ für ihn eine hohe Priorität darstelle – und in einer Notverordnung vom 14. Juni 1932 wurde die Pressefreiheit weiter eingeschränkt. Am 1. Juli erfolgte ein Verbot des SPD-Organs „Vorwärts“. Im November 1932 wurde der Schriftsteller Ludwig Renn (d.i. Arnold Friedrich Vieth von Golßenau) verhaftet, dessen Buch „Krieg“ (1928) zu den wichtigsten Antikriegsromanen der Weimarer Republik zählte.

## **Die „Aktion wider den undeutschen Geist“**

Die Deutsche Studentenschaft, der Dachverband der einzelnen Studentenschaften, war schon seit 1931 fest in nationalsozialistischer Hand – und wollte gegenüber dem NS-Staat ihre besondere Verbundenheit zei-

gen. Am 2. April wurde ein Verlaufsplan für die „Aktion wider den undeutschen Geist“ vorgelegt. Bereits am Tag zuvor hatten Joseph Goebbels und Julius Streicher einen Boykott jüdischer Geschäfte, Arztpraxen und Anwaltskanzleien inszeniert. Die Aktion der Deutschen Studentenschaft wollte bewusst an dieses Vorbild anknüpfen und auf den kulturellen und wissenschaftlichen Bereich erweitern. Die Studierenden erhielten breite Unterstützung durch das Reichspropagandaministerium, die Polizei, die SA, SS, HJ, die Burschenschaften, den „Kampfbund für deutsche Kultur“, die Volksbibliothekare sowie Professoren, die den NS-Staat unterstützten.

Die Reichsstudentenführung organisierte die Aktion und richtete dafür eigens ein „Hauptamt für Presse und Propaganda“ ein. Als Leiter dieses Amtes fungierte Hans Karl Leistriz, der am 10. Mai 1909 geboren wurde – und sich vielleicht zu seinem 24. Geburtstag mit dem Tag der Bücherverbrennungen ein besonderes Geschenk machen wollte?!

Die Aktion begann am 13. April damit, dass in allen deutschen Universitätsstädten ca. 1.500 Plakate „Wider den undeutschen Geist“ geklebt wurden. In sechs Thesen und sechs Forderungen vertrat die Deutsche Studentenschaft eine klare antisemitische Position und forderte die Säuberung von Bibliotheken sowie die Entfernung von jüdischen und NS-kritischen Personen aus allen Hochschulen.

In einer zweiten Phase am 19. April kam es zum „Professorenboykott“ gegen jüdische und demokratische Lehrbeauftragte, deren Lehrveranstaltungen im beginnenden Sommersemester boykottiert werden sollten. Das bereits am 7. April erlassene „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamten-tums“ bot, rechtzeitig zum Beginn des Sommersemesters und des neuen Schuljahres

nach den Osterferien, die Grundlage für die Entlassung von regimekritischen universitären und schulischen Lehrkräften. Die Hetzjagd der Deutschen Studentenschaft beinhaltete Denunziationen und die Errichtung von „Schandpfählen“ auf dem Universitätsgelände, um die kritischen Personen öffentlich bloßzustellen.

Anfang April gründete sich im Auftrag der Berliner Oberbürgermeisters Heinrich Sahm der „Ausschuss zur Neuordnung der Berliner Stadt- und Volksbüchereien“, der maßgeblich zur Erstellung der Schwarzen Listen der Bücher beitrug, die eingesammelt und vernichtet werden sollten. Bei den drei Zensoren handelte es sich um Dr. Max Wieser („Kampfbund für deutsche Kultur“), Dr. Hans Engelhard (NSDAP) und Dr. Wolfgang Herrmann (NSDAP). Die Schwarze Liste für den Bereich Geschichte enthält pazifistische und „defaitistische Literatur“, also Bücher, die sich kritisch mit dem Ersten Weltkrieg befassten. Grundsätzlich lässt sich sagen, dass die Schwarzen Listen folgende Feindbilder des NS-Staates enthielten: Antipazifismus, Antisemitismus, Antimarxismus, Antifeminismus, Republikfeindlichkeit und Ablehnung der Demokratie. Die Schwarzen Listen stellten eine erste Orientierung dar, die örtlichen Akteure der Büchervernichtung hatten jeweils freie Hand für eigene Ergänzungen. Eine exakte Bezifferung des kompletten Ausmaßes der Bücherverbrennungen ist daher äußerst schwer.

### ***Verbrennung pazifistischer Literatur***

Anfang Mai begann die Deutsche Studentenschaft mit dem Einsammeln der Bücher, die verbrannt werden sollten. Betroffen von dieser Aktion waren insbesondere Stadt- und Volksbüchereien, Buchhandlun-

gen, private Leihbüchereien und Privatbibliotheken, jedoch kaum Staats- und Universitätsbibliotheken. Der 10. Mai stellte den Höhepunkt der „Aktion wider den undeutschen Geist“ dar und die zentrale Veranstaltung fand in Berlin statt.



**Berlin, Opernplatz, Bücherverbrennung**

Der NS-Staat inszenierte diesen Tag mit allem ihm zur Verfügung stehenden Mittel der Propaganda. Die Hauptveranstaltung, die Bücherverbrennung auf dem Berliner Opernplatz (Heute: Bebelplatz), genau gegenüber der Universität, wurde live im Rundfunk übertragen sowie von vielen Kameras für die Wochenschau festgehalten. Ferner kamen Jupiterscheinwerfer, Megamikrophone und Lautsprechertürme zum Einsatz. In 22 Universitätsstädten fanden am gleichen Tag zur gleichen Zeit die gleichen unseligen Bücherverbrennungen statt.

Drei Möbellastwagen voll mit Büchern wurden in einem Fackelzug im Umfeld der Berliner Universität auf den Weg gebracht. Tausende von Schaulustigen sahen den Marsch von Professoren in Talaren und den NS-Studierenden. Mit dabei waren auch die Burschenschaften, die bereits auf eine historische Erfahrung hinsichtlich der Bücherverbrennungen verweisen konnten, waren sie doch maßgeblich beim Wartburg-

fest 1817 an der Bücherverbrennung des Turnvaters Friedrich Ludwig Jahn beteiligt gewesen.

Um 23.30 Uhr begann dann die Bücherverbrennung, bei der die Feuerwehr wegen des Dauerregens mit Benzinkanistern nachhelfen musste. Bei den insgesamt neun NS-Feuersprüchen, die bei der Bücherverbrennung ins Mikrophon gebrüllt wurden, richteten sich drei ganz konkret gegen Pazifisten:

„3. Rufer: Gegen Gesinnungslumperei und politischen Verrat, für Hingabe an Volk und Staat! Ich übergebe dem Feuer die Schriften von Friedrich Wilhelm Foerster. [...]

7. Rufer: Gegen literarischen Verrat am Soldaten des Weltkrieges, für Erziehung des Volkes im Geist der Wehrhaftigkeit! Ich übergebe dem Feuer die Schriften von Erich Maria Remarque. [...]

9. Rufer: Gegen Frechheit und Anmaßung, für Achtung und Ehrfurcht vor dem unsterblichen deutschen Volksgeist! Verschlinge, Flamme, auch die Schriften der Tucholsky und Ossietzky!“ (Threß, S. 46f.)

Zum Abschluss der Veranstaltung schärfte der Propagandaminister Goebbels, ein promovierter Germanist (Promotion bei dem deutsch-jüdischen Germanisten Max von Waldberg), besonders den Studierenden ein, dass sie sich vom kritischen, demokratischen Geist fernhalten sollten.

Die drei zitierten Feuersprüche zeigen schon sehr gut, dass der Pazifismus für den NS-Staat ein wichtiges Feindbild darstellte.

Foerster, dessen Vater Wilhelm Julius zu den Pionieren der Deutschen Friedensgesellschaft um 1900 gehörte, warnte in der Weimarer Republik vor dem deutschen Militarismus und der damit verbundenen Aufrüstung. In seinen zahlreichen Publikationen vertrat er einen ethisch-politischen Pazifismus.

Remarques Roman „Im Westen nichts Neues“, der zunächst als Fortsetzungsroman in einer Zeitung erschien und dann in der gedruckten Form zu einem Weltbestseller wurde, setzte einen deutlichen Kontrapunkt zu den nationalistischen und militaristischen Kriegsromanen der Spätphase der Weimarer Republik.

Mit einer Artikelserie „Militaria“ (1919) gelang Kurt Tucholsky eine schonungslose Abrechnung mit dem deutschen Militarismus. Tucholsky engagierte sich von 1920 bis 1926 in der Nie-wieder-Krieg-Bewegung und arbeitete als überzeugter Kriegsdienstgegner in pazifistischen Organisationen.

Als Publizist schrieb er u.a. in der Zeitschrift „Die Weltbühne“, die von Carl von Ossietzky geleitet wurde. Ossietzkys Zeitschrift war das wichtigste Publikationsorgan der deutschen Linksintellektuellen der Weimarer Republik. Die Kritik an der heimlichen Aufrüstung und der Reichswehr sowie die Warnung vor dem Anstieg der NSDAP gehörten zum festen Bestandteil dieser Zeitschrift. Deshalb wurde Ossietzky als Chefredakteur unter skandalösen Umständen 1931 angeklagt und wegen angeblichen Landesverrats verurteilt. Ossietzky musste seine letzten Lebensjahre im Konzentrationslager bzw. in Gestapohaft verbringen. So konnte er den Friedensnobelpreis, der ihm 1936 (rückwirkend für 1935) zuerkannt wurde, nicht persönlich im Empfang nehmen.

Neben Remarque müssen auch noch andere wichtige Antikriegsromane genannt werden, die allesamt auf den Schwarzen Listen standen und Opfer der Bücherverbrennungen wurden.

So etwa u.a.: Ernst Toller, Die Wandlung (1919), Arnold Zweig, Der Streit um den Sergeanten Grischa (1928), Ludwig Renn, Krieg (1928) und Nachkrieg (1930), Adam

Scharrer, Vaterlandslose Gesellen. Das erste Kriegsbuch eines Arbeiters (1930), Fritz von Unruh, Opfergang (1916), Ernst Glaeser, Jahrgang 1902 (1928), Leonhard Frank, Der Mensch ist gut (1917), Ernst Johannsen, Vier von der Infanterie und Fronterinnerungen eines Pferdes (beide 1929), Edlef Köppen, Heeresbericht (1930), Oskar Wöhrle, Querschläger. Das Bumserbuch. Aufzeichnungen eines Kanoniers (1929) und Adrienne Thomas, Die Katrin wird Soldat (1930).

Betroffen waren auch Werke des literarischen Pazifismus aus dem Ausland wie Bertha von Suttner, Die Waffen nieder! (1889), Henri Barbusse, Le Feu (1916, deutscher Titel: Das Feuer 1918) und Jaroslav Hašek, Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk während des Weltkrieges (1923).

Werke von führenden Personen, die maßgeblich den Werdegang des organisierten Pazifismus, ganz besonders der Deutschen Friedensgesellschaft mitbestimmten, wurden ebenfalls vernichtet: Alfred Hermann Fried, Ludwig Quidde, Hellmut von Gerlach und Paul Freiherr von Schoenaich.

Aus dem Spektrum des antimilitaristischen Sozialismus wurden Schriften von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg verbrannt. Von den pazifistischen Anarchisten waren Gustav Landauer und Erich Mühsam betroffen.

Auf dem Index des NS-Staates standen die Friedenspädagogen Wilhelm Blos, Wilhelm Lamszus, Siegfried Kawerau, Paul Oestreich und Kurt Löwenstein.

Aus dem pazifistischen Bereich der Naturwissenschaften sind Albert Einstein und Gertrud Woker zu nennen, deren Publikationen vernichtet wurden. Einstein, der als Jude, Physiker und Pazifist gleich dreifach im Visier des NS-Staates stand, forderte 1932 als Mitunterzeichner eines Aufrufs die Ablehnung einer Einführung der allge-

meinen Wehrpflicht. Der NS-Staat führte diese im Jahre 1935 ein, denn nur durch eine Armee von Wehrpflichtigen und eine immense Aufrüstung war es möglich, reihenweise Nachbarländer zu überfallen.

Die Berner Chemikerin Woker warnte in den 1920er Jahren deutlich vor den Gefahren eines Krieges mit Giftgas und publizierte mit großem Erfolg ihr Buch „Der kommende Gift- und Brandkrieg“ (1925, 9. Auflage 1932).

Hans Wehberg, der ab 1928 in Genf am Institut de Hautes Études Internationales wirkte, gehörte zu den führenden pazifistischen Völkerrechtlern. Seine Schwerpunkte bezogen sich auf die friedliche Konfliktlösung, die internationale Organisation und die Kriegsächtung

Der pazifistische Jurist und Senatspräsident am Kammergericht Arnold Freymuth beschäftigte sich mit den problematischen Fällen wegen angeblichen Landesverrats und leitete die Republikanische Beschwerde-stelle.

### Fazit

Die Verbrennung von Büchern linker, pazifistischer, liberaler und jüdischer Autorinnen und Autoren bedeutete das Ende einer großartigen kulturellen Blütezeit in Deutschland. Der NS-Staat beließ es nicht damit, denn Ausgrenzungen, Verfolgungen und Vertreibungen ins Exil folgten alsbald.

Viele der Autorinnen und Autoren erreichten nach 1945 kaum noch eine öffentliche Wahrnehmung – daher ist eine heutige Beschäftigung mit den verbrannten Büchern umso wichtiger.

Die Vernichtung pazifistischer Literatur 1933 und der sechs Jahre später entfesselte Zweite Weltkrieg bestätigten die deutlichen Warnungen der breit gefächerten Friedensbewegung der Weimarer Republik: „Wer Hitler wählt, wählt den Krieg“.

### Literatur:

*Die Friedensbewegung. Organisierter Pazifismus in Deutschland, Österreich und der Schweiz.* Hg. von Helmut Donat und Karl Holl. Düsseldorf 1983

Lipp, Karlheinz/Lüttgemeier-Davin, Reinhold/Nehring, Holger (Hg.): *Frieden und Friedensbewegungen in Deutschland 1892-1992. Ein Lesebuch.* Essen 2010

Müller, Hans-Harald: *Der Krieg und die Schriftsteller. Der Kriegerroman der Weimarer Republik.* Stuttgart 1986

*Recht ist, was den Waffen nützt. Justiz und Pazifismus im 20. Jahrhundert.* Hg. von Helmut Kramer und Wolfram Wette. Berlin 2004

Schoeps, Julius H./Threß, Werner (Hg.): *Orte der Bücherverbrennungen in Deutschland 1933.* Hildesheim, Zürich, New York 2008

Threß, Werner (Hg.): *Verbrannte Bücher 1933. Mit Feuer gegen die Freiheit des Geistes.* Bonn 2009

Weidemann, Volker: *Das Buch der verbrannten Bücher.* München 2009

[www.verbrannte-buecher.de](http://www.verbrannte-buecher.de)

Lipp, Karlheinz, Dr., *Studium: Geschichte und Evang. Theologie, Studienrat an einer Berliner Sekundarschule, seit 1995 Mitglied im Arbeitskreis Historische Friedensforschung.*



**Dr. Karlheinz Lipp**

**Der Kommentar zum Matthäusevangelium von Emil Fuchs während seiner Gestapo-Haft 1933–1935**

# **Religion und Kultur nach Emil Fuchs (1874–1971)**

*Von Reinhard Gaede*

**E**mil Fuchs (1874–1971) ist einer der Väter des Religiösen Sozialismus. Seit 1921 begründete er einen Kreis von Freunden, war seit 1925 verantwortlich für den Mitteldeutschen Kreis, 1926 Vorsitzender des Landesverbands in Thüringen, von 1927–1931 war er Mitglied des Thüringischen Landestages. 1926–1928, 1930–1933 gehörte er zum Bundesvorstand. Seine Motivation begründete er 1927 so: „Ich sah, dass die Neuschaffung der Gesellschaft nur als Neuwerden der Religion und Neuwerden der Frömmigkeit nur als Neugestaltung der Gesellschaft sich vollziehen könne. Ich wurde religiöser Sozialist, der in der sozialdemokratischen Partei an der Wirklichkeitsaufgabe mitarbeiten musste, weil er sonst den inneren Auftrag verleugnet hätte, den seine Frömmigkeit umschloß. Indem ich nun anfang, in der sozialdemokratischen Partei zu arbeiten, erlebte ich zweierlei: die immer stärker aufsteigende Feindschaft der bürgerlichen Kreise und die verborgene Glut frommer Ergriffenheit in vielen stillen, dem Sozialismus glühend anhängenden Menschen.“ (Heinrich Dietrich: Wie es zum Bund der religiösen Sozialisten kam, Schriften der religiösen Sozialisten 2, Karlsruhe-Rüppurr (1927), S. 53f.

Während seines Wirkens als Professor der Theologie und Religionssoziologie in Leipzig – erfolgreich war seine Fürsprache für die Wehrdienstverweigerer und die Junge Gemeinde – ist seine Theologie im

Westen kaum bekannt geworden. Umso erfreulicher ist deshalb: 41 Jahre nach seinem Tod (13.2.1971) erscheint also eine Schrift eines der Gründerväter der Bewegung Religiöse Sozialisten, die er 50 Jahre seines Lebens inspiriert und geleitet hatte. Claus Bernet, Historiker an der FU Berlin, nennt ihn in der Einleitung einen „bedeutenden evangelischen Theologen des 20. Jahrhunderts“. Tatsächlich ist Emil Fuchs unermüdlich literarisch tätig gewesen, 12 Seiten Veröffentlichungen, 11 Seiten Biographie finden wir im Biblisch-Biographischen Kirchenlexikon von Traugott Bautz, ebenfalls von Claus Bernet ([www.bautz.de](http://www.bautz.de)). In CuS. Christin und Sozialistin. Christ und Sozialist erschien in Heft 1–2/2001 zum 30. Todestag der Artikel von Martina Ludwig „Als Christ Sozialist: Emil Fuchs (†1971)“. In CuS 2–3/2011, dem Heft zum 85 jährigen Bestehen des Bundes der religiösen Sozialisten (BRSD), habe ich ihn mit anderen Gründern natürlich gewürdigt. In CuS 2–3/2008 erschien mein Artikel: „Zwei im Geist verwandte Gründerväter. Emil Fuchs und seine religiösen Sozialisten. George Fox und seine Gesellschaft der Freunde (Quäker)“. Mein erstaunter Kommentar lautete damals: 35 Jahre nach dem Tod von Emil Fuchs erschien sein Büchlein: „George Fox. Seine Botschaft, sein Wesen und sein Leben nach seinen eigenen Denkwürdigkeiten dargestellt“. Mit einer Einleitung von Claus Bernet, Herausgegeben von der Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker), (Bad Pyrmont 2006). Posthum

erschieden auch die Wochenberichte im Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes unter dem Titel „Erwin Eckert/Emil Fuchs: Blick in den Abgrund. Das Ende der Weimarer Republik im Spiegel zeitgenössischer Bericht und Interpretationen, Hg. Friedrich-Martin Balzer, Manfred Weißbecker, (Pahl-Rugenstein-Verlag) Bonn 2002. Möge dem verstorbenen Emil Fuchs posthum zusammen mit seinen Nachfolgern größere Wirkung beschieden sein als zur Zeit seines Lebens, das von Nazis gequält war!

Die besonderen Umstände der Entstehung zeigen ein einzigartiges Werk, wie der Untertitel bemerkt: „Eine Auslegung des Evangeliums im Kontext von Verfolgung und Widerstand“.

„Mit dem Band zum Matthäusevangelium wird hier erstmals ein Text vorgelegt, der eindrucksvoll belegt, dass Menschen in tiefster Not Kraft finden, Großes und Wertvolles zu leisten“, urteilen die Herausgeber.

Das Vorwort zur Herausgabe hat Dr. Klaus Fuchs-Kittowski, Prof. für Informationsverarbeitung, geschrieben, was nur er aus persönlichem Erleben kann: „Wenn wir, nach Faschismus und Krieg, mit der S-Bahn an der Ruine des Polizeigefängnisses am Berliner Alexanderplatz vorbeifahren, holte mein Großvater tief Luft und sagte mit Nachdruck: ‚Dich habe ich überlebt.‘“ (7) In Haft begann Emil Fuchs sofort mit der Arbeit und schildert zu Beginn des Werkes persönlich die äußeren Bedingungen: Die Beamten seien „gutmütig hinter rauer Schale“ gewesen. „Da ich kein Messer haben durfte, spitzten sie mir meine Bleistifte.“ Erlaubnis zu wissenschaftlicher Arbeit hatte er, aber nur wer es selbst erlebt hat, kann ermessen, „was für eine Entwürdigung des Menschen es ist, dass man so ohnmächtig zwischen vier Wände gesperrt wird, hilflos in jeder Kleinigkeit, bewacht

wie ein wildes Tier, gefüttert – fast möchte ich sagen, gereinigt wie diese – wenigstens auch zur Reinigung, Bad usw. kommandiert. Als gäbe es keine Freunde, keine Lieben, niemand zu dem es menschliche Beziehungen gibt auf der Erde.“ (69) Über seine Motivation zum Schreiben im Gefängnis hat er selbst in seiner Autobiographie „Mein Leben (Zweiter Teil Leipzig 1959)“ Auskunft gegeben: Das deutsche Volk sah er „in einen hoffnungslosen politischen Irrtum verfallen“ (228). Er fragte sich: „Bist du allein im Recht? Könnten nicht die anderen klarer sehen als du? Es waren doch fast alle Kirchenbehörden auf Seiten Hitlers! Da trat Christus selbst in meine Einsamkeit. Da war er und fragte mich: ‚Selig sind die Friedfertigen ... selig die Sanftmütigen ... selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit ... Ist das wahr oder nicht?‘ Mein ganzes Wesen antwortete: ‚Es ist wahr!‘ Es war mir die klare Sicherheit gegeben, die mich während der ganzen schweren Zeit nicht mehr verließ.“ (229) Getragen wurde er auch von der „Hoffnung auf eine tiefer gehende Erweckung nach dem Zusammenbruch des Faschismus“. Hier erlebte er eine „schwere Enttäuschung, die mit Gottes Hilfe überwunden werden musste“ (9).

Gegen Ende der Zeit in der Haft durfte er eine Schreibmaschine benutzen. Die Zeit der Haft dauerte etwa fünf Wochen. Dann kam er frei, da sein Schwager eine Kautions von 3.000 Reichsmark gestellt hatte. Der Prozess wurde am Volksgericht Thüringens in Weimar geführt, Anklage: Beleidigung der Reichsregierung. Eine adelige Frau aus seiner ehemaligen Gemeinde in Eisenach hatte ihn denunziert, nachdem er ihr erklärt hatte, dass er nie Nazi sein könne und dass er die Misshandlung des Kölner Landtagsabgeordneten Wilhelm Sollmann (SPD) als skandalös empfand. Nach Übertreibung

der Anklage durch den Oberstaatsanwalt fiel das Urteil nach E. Fuchs' Empfinden milde aus: Ein Monat Gefängnis, durch die Untersuchungshaft schon abgegolten.

Ein Teil des Kommentars – weiß der andere Herausgeber, der Historiker Prof. Claus Bernet – entstand im abgelegenen Gut des Oderbruchs bei Bad Freienwalde, wo der Verleger Heinrich Becker, ein Quäker (1891–1971), Verfolgten Schutz bot. Er kennt die Umstände der Vervielfältigung und Verbreitung des Werks: Es gab einen Kreis von Bestellenden, den Freundeskreis von Quäkern und religiösen Sozialistinnen und Sozialisten. Die Aufzeichnungen wurden später mit einer kleinen Schreibmaschine auf Wachsmatrizen geschrieben. Großvater und Enkel fuhren durch Berlin und steckten die Texte, die der Gestapo nicht auffallen durften, in die verschiedenen Briefkästen. Bis Kriegsende arbeitete der Professor am Kommentar, zuletzt in Gortipohl, dem Alpendorf in Vorarlberg. Unter Androhung einer KZ-Haft war ihm Druckverbot erteilt worden. Das hinderte ihn nicht, mit der schweren Arbeit zu beginnen, „monatlich zweihundert Mal je sechzehn Seiten“ durchzuschlagen. Etwa vierhundert Abonnenten in ganz Deutschland wurden bedacht. Eine Lieferung sollte zwei Mark kosten, doch erhielten Bedürftige auch Lieferungen kostenlos. In einem Werbeblatt vom Februar 1934 stand: Die Auslegung „sollte ein froher mutiger Gruß sein, der hinweist zu dem Ewigen, in dem unser aller Kraft und Sicherheit ist.“ (49). Der Gestapo war diese Aktivität ein Ärgernis. Ausreiseerlaubnis hatte er nicht, bei einer Hausdurchsuchung nach einer Denunziation wurde sein „ganzes Material beschlagnahmt. Die laufende Nummer war zum Glück schon versandt. Nur Restbestände alter Nummern und Vorbereitungen der kommenden fielen in Hände der Gestapo.“ (51) Während der ganzen

Zeit der Diktatur schrieb Emil Fuchs Kommentare zu den Evangelien, dem Römerbrief, dem 1. Korintherbrief und der Apostelgeschichte. Die Theologie des Kommentars kennzeichnet Claus Bernet als aufgeklärt, liberal in der Nachfolge Schleiermachers. E. Fuchs scheidet Quellen und schreibt besonders Wundergeschichten Aussagen der frühen christlichen Gemeinde zu. Seine Reich-Gottes-Theologie mahnt: Das Reich Gottes soll durch menschliches Tun, auf dieser Erde entstehen, „nicht nur in der unsichtbaren Welt“ (58) Die Lehre von der Erbsünde wird auf Strukturen der Gesellschaft bezogen: Vorurteile, von Generation zu Generation weiter getragen. Leid, von Menschen verursacht, ist zu unterscheiden von dem Leiden, das Gott sendet, um Menschen zum Guten anzuleiten. C. Bernet zitiert als Beispiel für Zeitkritik, die bis heute aktuell ist: „Unser ganzes öffentliches Leben ist ein wütender Kampf ums Dasein zwischen Menschen, Geschäften, Ständen. Gerade die Besitzenden sind so wenig innerlich frei von ihrer Existenzangst, dass sie völlig außerstande sind, einzusehen, was sie den gedrückten, schwer arbeitenden Massen eigentlich antun. Immer wieder meinen sie, sie hätten das Ihre getan, wenn sie mit schönen Worten die Achtung vor der Arbeit und die christliche Brüderlichkeit in der Arbeit betonen – und für das behagliche Leben in ihren Familien sorgen, ohne auch nur von ferne darüber nachzudenken, wie es den andern wirklich geht. Dann kann man es hören, dass im selben Augenblick ein Mann empört erklärt, es geschehe ihm bitterstes Unrecht, weil man ihm sein Monatseinkommen von tausend Mark beschneidet, und davon redet, dass wir als Volk sparen müssen – natürlich, indem wir die Einkommen der Massen herabdrücken.“ (59) Wie bei Albert Schweitzer ist der Begriff der „Ehrfurcht“ zentral,



**Emil Fuchs um 1935, Zeichnung Elisabeth Fuchs-Kittowski**

„Ehrfurcht vor dem Menschsein“ im Widerspruch zur Rasselehre. Immer wieder wendet er sich gegen Antisemitismus. Die Juden sind das auserwählte Volk, haben ihre besondere Bindung an Gott, eine unvergleichliche Geschichte, sind Wegbereiter des Christentums. Eine Eigenart des Kommentars: Den kommentierten Bibelstellen stehen unkommentierte Auszüge aus dem Tagebuch (Journal) von George Fox (1624–1691) gegenüber. So ergibt sich in dreifacher Weise eine Beziehung zum Zeitgeschehen: Zeit Jesu – Zeit Englands im 17. Jahrhundert – Zeit Deutschlands unter den Nationalsozialisten.

Klaus Fuchs-Kittowski gibt über die Zeit im Gefängnis hinaus eine Biographie der Familie Fuchs wieder, schreibt über „Antifaschismus aus christlicher Verantwortung“ (14), behandelt das Verhältnis von Christen

und Marxisten in der DDR und das Wirken von Emil Fuchs in der DDR. Er konnte zusammen mit den Quäkern das Recht auf Kriegsdienstverweigerung (der „Bausoldaten“) erreichen und trat für die Junge Gemeinde ein, als sie von Repressalien betroffen war. Holzschnitte von Elisabeth, der Tochter, sind in der Einleitung enthalten, eben so der Entwurf eines Deckblatts für den Kommentar.

Was Emil Fuchs über Kirche und Gesellschaft, Religion und Kultur sagt, soll über seinem Kommentar zu Matth. 24,1-2 gleichzeitig als Art seiner Exegese deutlich werden.

Zunächst bietet er seine eigene Übersetzung:

„Jesus ging aus dem Tempel und ging weiter. Seine Jünger traten zu ihm und zeigten stolz auf die Gebäude des Tempels. Da antwortete er ihnen und sprach: Seht ihr, welch eine Herrlichkeit das ist? Wahrlich ich sage euch, es wird hier nicht ein Stein auf dem anderen bleiben, der nicht niedergerissen wird.“

Die freie Übersetzung fügt interpretierend hinzu: Die Jünger sind von Stolz erfüllt beim Anblick der Tempelgebäude. „Seht ihr nicht das alles?“ fragt Jesus, so der griechische Text. Nach der Bestandsaufnahme folgt die Ankündigung: Die Zerstörung wird total sein. E. Fuchs fügt interpretierend hinzu: Was für eine Herrlichkeit! Und umso mehr muss die prophetische Ankündigung erschütternd wirken: Kein Stein wird von dieser Herrlichkeit bleiben.

E. Fuchs sieht ein prophetisches Urteil über eine Kultur, die „Menschen zugrunde gehen lässt, Menschen verachtet und zertritt, Gottes Wahrheit und Liebe nicht kennt.“ (482) Auch politische Systeme seiner Zeit bezieht er in dieses Vernichtung kündende Urteil mit ein: „Macht ohne Ehrfurcht, Glanz ohne Wahrheit, Herrschaft ohne Gerechtigkeit“

keit, Gewalt ohne geistige Begründung, Gemeinschaft, die nicht im Gewissen und der Seele ihre geistigen Bindungen hat, sie mögen heute ungeheuer gewaltig und imponierend sein und alles zwingend da stehen. Sie sind nur großes Sterben und Vergehen. Schöpferkraft ist nur, wo Ehrfurcht, Gewissen, Verantwortung, Liebe, Wahrheit und Gerechtigkeit sind.“ E. Fuchs sieht: Jesu prophetische Ankündigung hat recht behalten gegenüber seinem Volk und der Großmacht Rom. Dann sieht er aber auch seine Zeitgenossen, die Bauten ganz Europas von diesem Urteil betroffen: Tempel, Rathäuser, Fabriken, Fabriken, Bahnen, Schiffe, das ganze „Geistesleben“ samt technischen Errungenschaften, indem er fragt: „Ist nicht der Glaube erloschen, der alles schuf?“ Mit Glauben ist hier gemeint: Mehr als „äußeres Wohlsein“ muss eine „höhere Gerechtigkeit, höhere Wahrheit, höhere Gemeinschaft untereinander und höhere Verantwortung füreinander da sein“. Eben darin ist man offen für den „Ruf“ Gottes, eben darin kann „der Ewigkeit schöpferische Kraft“ zu Leistungen befähigen (483). „Kulturschöpferische Mächtigkeit“ sieht E. Fuchs im Ruf Gottes begründet. E. Fuchs spricht vom „suchenden, sehenden Geist“. Seinen prägenden „Stempel“ nennen wir „Schönheit“. Paul Tillich spricht ganz ähnlich von der „religiösen Substanz der Kultur“. Sie wird nach E. Fuchs gefährdet, wenn „Selbsterhaltung“, „materialistische Gesinnung“, der „äußerliche Eindruck allein“ zählt. „Europa glaubt an Macht und an raffinierte Klugheit im Gewinnen und Benutzen der Macht. Es steht stolz da in unbeschreiblicher Herrlichkeit, ... von der des Herrn unbestechlicher Blick jenes Schicksal ablas.“

Nach warnenden Worten an seine Zeitgenossen wendet sich E. Fuchs wieder der Geschichte Israels zu: In dem zweiten Tempel, der nach der Zerstörung des ersten

Tempels 587 v. Chr. zur Zeit des persischen Statthalters Serubbabels und des Propheten Maleachi wieder aufgebaut wurde, sieht E. Fuchs „ein wundersames Stück echten Glaubens, echter Sehnsucht nach Erfüllung der göttlichen Aufgabe“, Gottes Gerechtigkeit den Völkern zu bringen (484). Ihn stellt E. Fuchs dem Prachtbau gegenüber, mit dem Herodes ihn seit 21 v. Chr. erweitert hatte.

Jesus sieht schon dessen totale Zerstörung. Und wieder der Blick auf die Zeitgenossen. „Kirchen, Dome und Paläste“ sind vom Wort Jesu betroffen. Die Gewalt der Machthaber, mit der sie eine Gesellschaft begründen wollen, ist nur Zeichen von „Angst und Verzweiflung“. Sie trifft das Urteil Jesu (485).

Die ersten Christen konzentrierten sich auf die Bildung ihrer Gemeinden und die Verantwortung für sie. Von einem so genannten „Volkstum“ waren sie losgelöst, außerdem hatte die Weltmacht Rom die Völker zerbrochen. Liebe zum Volk ist neu zu bestimmen als Sehnsucht, „so viel wie möglich vom Wesen des Reiches Gottes in seinem Wesen zu verwirklichen (487)“. Die Neuorientierung zur „Gemeinschaftsbildung“ nach dem Ersten Weltkrieg sieht E. Fuchs „ersticken“ durch die „geistige Trägheit glaubenslosen Bürgertums und kapitalistischer Gesinnung“ (488), betroffen von dem Urteil Jesu: „Es wird kein Stein auf dem andern bleiben.“ Unruhe, Sehnsucht, Gestaltungswille macht die Kraft von Kulturen aus. Eine Kultur die nicht unter dem Gericht steht, ist „aus Jesu Geist geformt“ (489).

Freilich sind Menschen „an den Besitz der materiellen Grundlagen gebunden“. Diese Wirklichkeit „wird nicht überwunden durch gutes Zureden, sondern durch Gerechtigkeit (481).“ „Der blind im Daseinskampf befangene Mensch“ braucht die „Leidenschaft des Glaubens, dessen göttlicher Ruf die Seele erschüttert“ (492). „Wer sein

Leben erhalten will, der wird es verlieren“, sagt Jesus. Immer geschieht dasselbe: „Der Glaube ist tot, die Tradition ist geblieben.“ Jede Religion geht durch „verschiedene Entwicklungsstadien“. „Am Anfang steht der Prophet, die Stimme Gottes. ...So rief Jesu Botschaft zum Reiche Gottes, und es wurden Christengemeinden, die seiner warteten, in ihrer Gemeinschaft die Liebe und Gerechtigkeit dieses Reiches zu leben, zu verwirklichen suchten – bis dass er komme und die ganze Erde in seinem Geiste gestalte.“ Aber dann die Tragik: „Die neu erstandenen Formen von Glauben, Gesellschaft, Kunst, Denken werden starr (494).“ Dass neue Aufgaben in demselben Geist zu lösen wären, wird nicht bemerkt. Der dritte Punkt: „Ein genialer Machtmensch macht die neue Frömmigkeit, die erstarrte

Frömmigkeit zur Grundlage seiner Macht, indem er seine Macht über die Gesellschaft benutzt, diese Religion, Kirche zu verherrlichen, gegen den kleinen Gegendienst, dass sie ihn als heiligen Oberherrn, von Gott berufen, anerkennt und verherrlicht.“ Das ist dann die Wende in der Geschichte der Kirche seit Konstantin. Religion ist dann nur noch „ein Stück gesellschaftlichen Daseins“. „Erneuernde Macht kann sie erst wieder werden, wenn die Stimme Gottes in neuer prophetischer Mächtigkeit in einem Menschen, einer Bewegung hervorbricht“ (495).

Kommentar von Emil Fuchs zu Matth. 24,1–2

Bei der Beschränktheit der menschlichen Sprache und Weisheit ist das Ausschöpfen des Sinns im Gotteswort ein unendlicher, nur im Willen Gottes endender Prozess, und im Laufe der Geschichte weiteten sich die Sinnbezüge in einer Weise, wie es die ersten Zeugen kaum erahnen konnten. Denn aufgetragen nach dem Worte Gottes damals ist uns die Suche nach dem Worte Gottes heute. Und mit dem einen Gotteswort macht jede Generation neue Erfahrungen, die sie in Dokumenten fasst, um auszudrücken, was in ihrer Zeit das Wort Gottes an Verheißungen bietet, indem es Gehorsam gebietet.

Sein Kommentar zum Matthäus-Evangelium möge jetzt den Gemeinden zum Segen werden und die Schrift des religiösen Sozialisten auch den Menschen, die dem Christentum ferner stehenden, eine Bereicherung sein!

*Emil Fuchs: Das Evangelium nach Matthäus. Eine Auslegung des Evangeliums im Kontext von Verfolgung und Widerstand (1933–35). Hg. Claus Bernet und Klaus Fuchs-Kittowski, Verlag Dr. Kovac, THEOS Studienreihe 102, Hamburg 2012*



Emil Fuchs, 1954

**Gedanken zur Predigt von Jochen Bohl**

# Von der Finanzmarktkrise zur Ökonomie des guten Lebens

*Von Siegfried Katterle*

In seiner Predigt am Neujahrstag 2013 in der Frauenkirche Dresden (abgedruckt in C & S 1/2013) hat Bischof Bohl Gedanken geäußert, die mich nachhaltig beschäftigt haben. So seine Warnung: „Täuschen wir uns nicht: Eine Gesellschaft kann sich entfernen von dem, was sie für ein gutes Leben in Frieden und Gerechtigkeit braucht. Der Abstand kann sich schleichend vergrößern.“ Wie wahr ist das! Wir haben es erlebt, wie ein sozial bindungsloser und moralisch hemmungsloser Individualismus der Selbstbezogenheit sich ausbreitet und schleichend die Gewohnheiten der Herzen verändert: grenzenlose Habsucht spreizte sich stolz, und Geiz wurde geil. Jochen Bohl sprach dann davon, dass wir im Glauben die Orientierung finden, „um den weiten Raum der Freiheit verantwortlich zu gestalten“ und Mut zu fassen, „der Ökonomisierung des Lebens zu widerstehen und der Gerechtigkeit zu leben.“ Diese und viele andere Sätze seiner Predigt sind mir zu Herzen gegangen. Natürlich stimme ich auch der Aussage zu, dass die heutige Krise uns „zeigt, wie wenig nachhaltig unser Lebensstil ist“.

Dann lese ich aber Sätze, die meinen Widerspruch hervorrufen. Jochen Bohl kritisiert „die maßlose Verschuldung der Staaten“, die entstanden sei, weil „über Jahrzehnte hinweg die Gegenwart im Vorgriff auf die Zukunft finanziert wurde.“ Das ist eine Parole, die in der Öffentlichkeit leider oft zu hören ist und von willfähigen oder unfähigen Medien unters Volk gebracht

wird. Es ist schon eine Meisterleistung der Öffentlichkeitsarbeit der Finanzwirtschaft, dass sie die Finanzmarkt- und Bankenkrise und die dadurch ausgelöste Krise der Realwirtschaft in eine Staatsschuldenkrise umdeuten konnte. Nun sieht es plötzlich so aus, als hätte nicht der Irrglaube an das allzeit wohlthätige Funktionieren deregulierter Finanzmärkte Schiffbruch erlitten, als hätten nicht Banken trickreiche „Finanzinnovationen“ und unseriöse „Finanzprodukte“ erfunden und grob fahrlässig gewirtschaftet, sondern der Staat hätte „im Vorgriff auf die Zukunft“ leichtfertig und verantwortungslos gewirtschaftet. Dabei wurde doch der Staat, dessen Tätigkeit vorher minimiert werden sollte und der vor allem nicht in die Märkte intervenieren sollte, von der Wirtschaft plötzlich als Retter gerufen. Eine zweite Lehman-Pleite hätte katastrophale Domino-Effekte zur Folge gehabt. Also musste der Staat Banken retten (und rettete mit ihnen ihre Aktionäre und Gläubiger). Er musste Banken verstaatlichen oder sich an ihrem Kapital beteiligen, musste uneinbringliche Bankforderungen in „Bad Banks“ ausgliedern und diese übernehmen. Vor allem musste er die durch die Bankenkrise ausgelöste Krise der Realwirtschaft mit eigenen Ausgabeprogrammen eindämmen. Wenn Banken aufgrund der allgemeinen Verunsicherung keine Kredite mehr vergeben (nicht einmal untereinander, schon gar nicht an die produzierende Wirtschaft oder an Privatkunden), wenn die privaten Haushalte Kaufzurückhaltung üben (weil die Arbeitslosigkeit zunimmt und Menschen Lohn-

minderungen oder gar Arbeitsplatzverlust fürchten), wenn die Unternehmen ihre Gewinne nicht investieren, weil die Nachfrage nach ihren Produkten zurückgeht, muss der Staat einspringen. Wenn alle sparen, muss der Staat sich verschulden und die aufgenommenen Kredite möglichst sinnvoll ausgeben, sonst entsteht ein heilloser *circulus vitiosus* in Deflation und Depression. Finanziert der Staat mit diesen Krediten nachhaltige Projekte (z.B. Kindertagesstätten und Kindergartenplätze, Windenergie- und Solarenergieparks, Sanierung maroder Infrastruktur), dann finanziert er nicht die Gegenwart zu Lasten künftiger Generationen, sondern er tut etwas, was der kommenden Generation schon heute zugute kommt und wovon sie noch profitieren wird, wenn sie erwachsen ist.

„Aus heißer Luft kann man keine Profite schaffen, ohne große Gefahren für das Gemeinwesen heraufzubeschwören“, sagte Bischof Bohl. Wohl wahr! Aber die Investmentbanker der Deutschen Bank und anderer großer Geldhäuser haben über Jahre hin Profite aus heißer Luft geschaffen. Sie haben die Spekulationsblasen (Immobilienpreise, Erdöl- und andere Rohstoffpreise, Maisernten und andere Nahrungsmittelpreise, Devisenkurse samt all ihren Derivaten) immer weiter aufgeblasen. Schamlos hohe Boni wurden ausgezahlt und irrwitzige Dividenden wurden ausgeschüttet, die durch keine realen Wirtschaftsleistungen gedeckt waren. Die verheerenden „Gefahren für das Gemeinwesen“ musste dann der Staat auffangen.

Wie Jochen Bohl glaube ich auch, dass unsere Nachfahren sich fragen werden, „ob und wie sie mit den aufgehäuften Verbindlichkeiten leben können.“ Ich denke dabei zuerst an die realen Lasten, die unsere Wirtschafts- und Lebensweise hinterlässt, an den Raubbau von Naturschätzen,



„... da picken wir jetzt die schwarzen raus!“

den wir getrieben haben und noch treiben, an den Missbrauch der Umwelt als Müllhalde (bis hin zu dem Atom- und Plastikmüll auf dem Meeresgrund), an die Schädigung des Klimas, die Vernachlässigung der materiellen Infrastruktur, die mangelhafte Bereitstellung von Erziehungs-, Bildungs- und Pflegedienstleistungen. Die Staatsschulden sind da ein nachrangiges Problem. Dieses Problem lässt sich leicht lösen, wenn die Politik die Verursacher und Profiteure der Finanzmarkt- und Bankenkrise durch eine Finanztransaktionssteuer, eine (z.B. auf 10 Jahre verteilte) Bankenabgabe und Vermögensabgabe zum Abbau dieser Schulden auf ein nachhaltig tragbares Maß heranzieht.

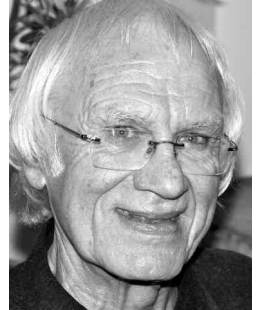
„Die nichtgeborenen Kinder“ reden gewiss in manchen Fällen von „Selbstbezüglichkeit und Leugnung der Zukunftsdimension des Lebens“, wie Jochen Bohl sagt. Da haben sich Paare zusammengetan, um gemeinsam ihr Einkommen und ihren Gegenwartsgenuss zu maximieren. In vielen anderen Fällen sind aber „nichtgeborene Kinder“ eine Folge davon, dass junge Menschen in prekären Beschäftigungsverhältnissen leben, sich mit Praktika und Zeitverträgen begnügen und überdies noch oft den Wohnort wechseln müssen. Unter solchen Lebensbedingungen ist eine Familiengründung unmöglich; dies gilt erst

recht, wenn die öffentlichen Kinderbetreuungsangebote unzureichend sind.

Schließlich die Mahnung des Bischofs: „Wachstum ohne Grenzen kann es nicht geben.“ Ja, eine Konversion unseres Wirtschafts- und Lebensstils vom Wachstumswahn zu einer Ökonomie des guten Lebens ist hoch an der Zeit, und endlich finden dazu auch Stimmen heterodoxer Ökonomen Gehör. Ich denke an das gerade in deutscher Übersetzung erschienene Buch der beiden Skidelskys: „Wie viel ist genug? Vom Wachstumswahn zu einer Ökonomie des guten Lebens“ (der Vater, Lord Robert Skidelsky, ist ein hoch angesehener heterodoxer Ökonom; der Sohn Edward ist Philosoph). Die Umkehr vom Wachstumswahn bedingt zugleich eine Absage an die Hegemonie freier Märkte, wie sie „die Evangelisten des Marktes“ (Keith Dixon, 1998) der Mainstream-Ökonomie gepredigt haben. Der Markt sollte ja zur hegemonialen Institution werden, die alle sozialen Beziehungen durchdringt und die Menschen psychisch marktförmig konditioniert. Das Bekenntnis von Bundeskanzlerin Merkel zur „marktkonformen Demokratie“ war da nur folgerichtig. Der Schriftsteller Ingo

Schulze hat darauf mit einem zornigen Pamphlet geantwortet („Unsere schönen neuen Kleider. Gegen die marktkonforme Demokratie – für demokratiekonforme Märkte“, 2012). Wir spüren, wie nötig die Umkehr ist und wie tief sie unsere Denkgewohnheiten und Wertorientierungen ändern muss.

*Siegfried Katterle, geboren 1933 in Giengen/Württemberg, machte nach dem Abitur eine Brufausbildung als Industriekaufmann, dann Studium der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in Köln. Verheiratet, zwei erwachsene Kinder. Promotion 1962, Habilitation 1972 („Sozialwissenschaft und Sozialethik“, Göttingen 1972). 1963–1973 Wissenschaftlicher Referent im Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Institut des DGB; 1974–1995 Professor für Makroökonomik und Wirtschaftspolitik an der Universität Bielefeld.*



**Siegfried Katterle**

*„Die freiheitsichernden Institutionen der liberalen Demokratie im Bereich der Wirtschaftsgesellschaft wurden durch die kapitalistische Akkumulation und die großbetriebliche Organisation der Produktion ausgehöhlt und aufgehoben. Der Liberalismus wurde also gegenüber seiner intendierten Form durch Vermachtung der Märkte und durch den Mangel an demokratischen Strukturen in der großbetrieblichen Organisation der Produktion verfälscht. (...) Die Übermacht des wirtschaftlich Starken“ hebt „die Freiheit des wirtschaftlich Schwachen auf“.*

*Siegfried Katterle, Arthur Rich (Hg.): Religiöser Sozialismus und Wirtschaftsordnung, Gütersloh 1980 (GTB 374), S. 35f.*

# Steueroasen verwüsten die demokratische Landschaft\*

Von Silke Porthaine-Hofmann

**W**o eine Oase ist, da gibt es viel Wüste drumherum. In der man umkommen kann, wenn die Wasservorräte erschöpft sind und der Weg zum lebensspendenden Wasser zu weit.

Eine Oase ist ein Geschenk der Natur für Menschen, die in einer lebensfeindlichen Umgebung leben oder unterwegs sind.

So gesehen, kann ich schon das Wort, das in diesen Wochen die Medien beherrscht, das Wort „Steueroase“, nicht ganz verstehen. Denn diejenigen, die ihr Geld in Steueroasen schaffen, kommen in aller Regel – bildlich gesprochen – nicht aus der Wüste. Sie brauchen die Oasen nicht. Ihre Vorräte an Geld und Besitz haben es nicht nötig, aufgefrischt und aufgetankt zu werden. Eine Steueroase ist kein Geschenk der Natur, sondern ein Geschenk allzu wirtschafts- und reichensfreundlicher Politik an eh schon Vermögende, die ein gut situiertes bis luxuriöses Leben führen.

So genannte Steueroasen sollte man besser mehr oder weniger legale Räuberhöhlen nennen. Legal, weil ein Heer von ökonomischen und steuerrechtlichen Experten sich nur damit beschäftigt, für ihr Klientel nach Steuerschlupflöchern zu suchen, um Steuern zu vermeiden oder in beträchtlicher Menge zu sparen. Räuberhöhlen, weil die Folge dieses Tuns Raub an der Allgemeinheit darstellt. Dabei geht es um Hunderte Milliarden Euro, die allein in der Europäischen Union Regierung fehlen. Damit könnten sie ihre klammen Staatshaushalte entlasten und das öffentliche Wohl ihrer Bürger fördern.

Der oft beklagte Gegensatz von öffentlicher

Armut und privatem Reichtum kommt auch dadurch zustande. Und weil dieser private Reichtum sich zunehmend bei Wenigen konzentriert, weil darüber hinaus die Arbeitslosigkeit, insbesondere die der Jugend, in Europa zum Teil die 50 Prozent-Marke erreicht hat, sind unsere Demokratien bedroht. Das heißt: Steueroasen verwüsten die demokratische Landschaft und die Moral und müssen ausgetrocknet werden.

Es ist schizophren: Da wird um den neuen Papst allein wegen seines Namens Franziskus ein unglaublicher Rummel gemacht, als hätte alle Welt auf die Ideale von Verzicht und Bescheidenheit nur gewartet. Doch mediale Inszenierung ist das eine. Ob solche Ideale im wirklichen Leben unserer ökonomisierten Gesellschaft eine Chance haben, steht auf einem anderen Blatt.

*\*Sendung vom 18.4.2013 SR -Südwest-Fernsehen/Aus christlicher Sicht*

*Silke Porthaine-Hofmann, 44 Jahre alt, verheiratet, drei Kinder im Alter von 14, 17, 17 Jahren, Pfarrerin in der Evangelischen Kirchengemeinde Saarbrücken.*

*Seit 2007 im Team der „Christlichen Sicht“, einem Fernsehbeitrag im Saarländischen Rundfunk, der jeden Donnerstag kurz vor 20 Uhr gesendet wird und sich aktueller Themen aus christlicher Sicht widmet.*



**Silke Porthaine-Hofmann**

## Von der Solidarität beim Teilen und der Hoffnung auf Leben in Fülle\*

# Die Speisung der Fünftausend

Von Katrin Göring-Eckardt

(Kirchentagsübersetzung)

- 1 Danach fuhr Jesus an das andere Ufer des Galiläischen Meeres, des Sees von Tiberias.
- 2 Eine große Menschenmenge folgte ihm, weil sie die Zeichen gesehen hatte, die Jesus an den Notleidenden tat.
- 3 Jesus stieg auf den Berg und setzte sich dort mit seinen Jüngerinnen und Jüngern.
- 4 Pessach, das jüdische Fest, war nahe.
- 5 Als Jesus aufblickte und eine so große Menschenmenge auf sich zukommen sah, sagte er zu Philippus: Wovon sollen wir Brot kaufen, damit sie alle zu essen haben?
- 6 Das fragte er, um ihn herauszufordern: Denn er wusste schon, was er tun würde.
- 7 Philippus antwortete ihm: Selbst Brot für zweihundert Denare reicht nicht aus, damit alle auch nur ein kleines Stück bekommen.
- 8 Andreas, ein Jünger Jesu, der Bruder des Simon Petrus, sagte zu ihm:
- 9 Hier ist ein Kind, das fünf Gerstenbrote und zwei Fische zu verkaufen hat. Aber was ist das schon für so viele?
- 10 Jesus sagte: Sorgt dafür, dass die Menschen sich niederlassen. Dort war eine große Weidefläche. Sie setzten sich hin, etwa 5000.
- 11 Jesus nahm die Brote, sprach das Dankgebet und verteilte sie an alle, die dort zusammensaßen – soviel sie wollten. Ebenso machte er es mit den Fischen.
- 12 Als sie aber satt waren, sagte er zu seinen Jüngerinnen und Jüngern: Sammelt die

übriggebliebenen Brotstücke ein, damit nichts verloren geht.

- 13 Sie sammelten. Mit den Stücken, die nach dem Essen von den fünf Gerstenbrotten übrig geblieben waren, füllten sie zwölf Körbe.
- 14 Da sahen die Menschen das Zeichen, das er getan hatte, und sagten: Das ist wirklich der Prophet, der in die Welt kommt.
- 15 Als Jesus erkannte, dass sie kommen und ihn mit Gewalt zum König machen wollten, zog er sich wieder auf den Berg zurück, er allein.

Liebe Schwestern, Liebe Brüder, die Geschichte haben Sie wahrscheinlich schon oft gehört. Wir haben sie aus dem Johannesevangelium vorgelesen. Aber sie steht auch in den drei anderen Evangelien. Dass Johannes sie auch noch einmal aufschreibt, ist etwas Besonderes. Denn er hat nur ganz wenige Passagen übernommen, während es bei Matthäus, Markus und Lukas untereinander zahlreiche Doppelungen gibt.

Jesus ist mit seinen Jüngerinnen und Jüngern unterwegs. Eine Menschenmenge folgt ihm. Die Menschen hatten schon von ihm gehört, vielleicht schon selbst miterlebt, dass Jesus Wunder tut, dass seine Worte und seine Gesten gut tun. Da wollen sie nah dran sein, solch einen Event gibt's nur einmal. Und womöglich erleben sie ja auch selbst ein irgendwie geartetes kleines Wunder.

Dass es Notleidende sind, die kommen, sieht Jesus von weitem. Vor mancher Menschenmenge hat Jesus schon geredet, gelehrt, gepredigt. Auch davon, dass der Mensch

nicht vom Brot allein lebt. Doch hier sieht Jesus die Menge kommen und fragt, bevor sie da ist, Philippus: Wie bekommen wir die Menschen satt? Wovon sollen wir Brot kaufen? Was im Text mit „Menschenmenge“ übersetzt wird, heißt im Griechischen óchlos. Ochlos, das ist die Unterschicht, das sind die Tagelöhner, mit unsern Worten die „HartzIVer“. Die mit mehreren Jobs, und denen es am Ende nicht zum Leben reicht. Es sind die, die gerade so über die Runden kommen. Und die, bei denen der Monat einfach zu lang ist für das, was sie zum Leben brauchen. Und sie haben gehört: gerade Menschen wie ihnen wendet Jesus sich zu, den Ausgestoßenen, den Armen und Kranken, denen, die immer irgendwie stören und mit denen man nichts zu tun haben will.

Jesus überblickt die Szenerie, und er denkt jetzt erst mal nicht ans Predigen und Wunder Tun. Es ist klar: diese Menschen brauchen Brot. Das Nötigste zum Leben. Er fragt Philippus, wie sie das jetzt auf die Schnelle organisieren können. Er fragt das, um Philippus herauszufordern, nicht, weil er selbst keine Idee hätte. Die Frage ist ein Test. Denn Philippus ist schon eine Weile mit Jesus unterwegs; er hat die Zeichen gesehen und die Wunder erlebt, die Jesus vollbringt. Hat Philippus also genug Gottvertrauen, dass diese vielen Menschen satt werden können? Hält er für möglich, dass die Gesetze der Erfahrung und des Erwartbaren einmal mehr überstiegen werden können, wenn Jesus handelt? Aber Philippus hat keinen visionären Überschuss. Woher sollen sie in dieser abgelegenen Gegend jetzt Brot besorgen? Und selbst Brot für 200 Denare würde nicht ausreichen, um alle satt zu bekommen.

200 Denare – Johannes wählt nicht zufällig genau diese Summe. Es ist eine Anspielung auf das sechste Kapitel im Markusevange-

lium, wo die Speisungs-Geschichte ähnlich erzählt wird. Aber nach dieser Version fragt Jesus nicht, woher sie Brot bekommen können, sondern er sagt zu den Jüngern: „Gebt ihnen zu essen!“ Und die Jünger antworten pflichtbewusst: „Sollen wir hingehen und mit 200 Denaren Brot kaufen?“ Nach Markus bestand also wenigstens die Möglichkeit, mit 200 Denaren so viel Brot zu besorgen, dass jeder ein Stückchen davon bekommt. Doch jetzt sagt Philippus: nicht einmal, wenn wir diese immense Summe in die Hand nehmen, reicht es für alle. Es besteht überhaupt keine Chance, diese Menschenmenge zu sättigen. Es ist aussichtslos. Lassen wir es also lieber gleich! Wir sollen schließlich keine Hoffnung wecken, die wir eh nicht erfüllen können, keine leeren Versprechen machen, an denen wir hinterher womöglich gemessen werden.

Andreas, ein anderer Jünger, ist ein bißchen konstruktiver, er sagt immerhin: „Hier ist ein Kind, das fünf Gerstenbrote und zwei Fische verkauft.“ Eine alltägliche Szene auch das: Das Kind hat bemerkt, dass sich da eine Menge versammelt und läuft herbei, um anzubieten, was die Familie zu verkaufen hat. Gerstenbrote, die Speise der Armen, und Fische, gefangen aus dem See, an dessen Ufer sie stehen. „Aber was ist das schon für so viele?“ Auch Andreas zweifelt;

Ja klar, so wie wir.

Was kann ich denn mit meiner kleinen Kraft ausrichten? Gegen den Hunger in der Welt? Gegen Armut mitten in unserem Land.? Gegen Ungerechtigkeit, die zum Himmel schreit? Nein, da fragt keiner, wieviel jemand wirklich braucht, da rennen ein paar los, damit wenigstens alle irgendwas bekommen können, etwas mehr als warme Worte möglichst.

Was ist das schon für so viele? Was ist die Suppenküche für 50, wenn Tausende

Hunger leiden? Was ist die Aufnahme von 50 Flüchtlingen, wenn Tausende Krieg und Gewalt ausgesetzt sind?

„Es wird nicht genügen“, sagt Andreas, „aber immerhin, hier ist ein Kind mit fünf Broten und zwei Fischen“. Jesus hat sich die Lösungsversuche seiner Jünger angehört. Nun nimmt er das Heft in die Hand.

Zunächst sollen die Menschen sich setzen, auf die Weide übrigens. Sie sitzen also nicht im Staub, nicht in der Wüste, sondern auf dem Rasen. Picknickatmosphäre. Fast möchte ich sagen: „Kirchentagsstimmung“. Ein fruchtbarer Ort ist das hier, ein Ort, an dem Leben gedeiht, wo etwas wächst, wo man satt werden kann.

Jesus hebt die Hände zum Gebet, so wie es jüdische Tischsitten ist. Er spricht kein machtvollendes Wort, keinen Zauber. Er tut, was jeder Hausvater tut. Und verweist mit seinem Dank auf den zurück, von dem alle Mittel zum Leben stammen: von Gott, der Himmel und Erde gemacht hat. Von dem Gott, der auf grünen Auen weiden lässt und der zu frischem Wasser führt. So wird es in Psalm 23 besungen.

Das Brot wird verteilt und tatsächlich: alle, die ganze unübersehbare Menge wird satt. Das eröffnet die Parallele zur Manna-Geschichte, die uns seit Mittwoch auf diesem Kirchentag begleitet. Das Volk wandert hungrig durch die Wüste. Sie murren und fürchten umzukommen, denn sie haben nichts mehr zu essen. Doch am Morgen finden die Israeliten rings um das Lager Manna auf dem Wüstenboden. Brot, das vom Himmel kommt. Alle können davon aufsammeln, soviel sie brauchen, und alle werden satt. Das ist eine wunderbare Zusage, aber auch der sprichwörtliche Wink mit dem moralischen Zaunpfahl: alle sind aufgefordert zu sammeln, soviel sie brauchen. Nicht mehr! Wer ängstlich oder gierig mehr gesammelt hatte („man weiß ja nie, ob es morgen

wieder was gibt“), dem wurde das Überflüssige madig und ungenießbar. Nimm, „soviel du brauchst“.

Aber schauen wir genau hin: In unserer Geschichte heißt es: „Jesus nahm die Brote und verteilte sie an alle, die dort zusammen saßen – soviel sie wollten.“ Soviel sie wollten! Nicht nur, was sie brauchen, sondern soviel sie wollen. Das gibt es sonst nur bei den Reichen in der Stadt. Die können essen, soviel sie wollen und essen auch dann weiter, wenn der Hunger längst gestillt ist. Aber es geht nicht darum, diesen verschwenderischen Luxus nachzuahmen. Es geht darum, von der Fülle zu kosten. Mehr zu haben als nur das lebensnotwendige Minimum. Einmal genießen können ohne Angst, nicht satt zu werden, ohne Sorge um das, was morgen kommt. Einmal über die Verhältnisse zu leben, mal so richtig „Party machen“.

Unter Jesu Händen vollzieht sich dieses Wunder. Wir erinnern uns: die Lage war aussichtslos. Doch nun gibt genug für alle, und es bleibt sogar noch etwas übrig. Jesus schickt die Jüngerinnen und Jünger los, damit sie die restlichen Brotstücke wieder einsammeln. Hier bleibt nichts liegen, hier wird nichts achtlos weggeworfen. Sorgsam gehen die Menschen mit dem um, was sie haben, was sie geschenkt bekommen haben.



*Tabga, Brotvermehrungskirche, Mosaik*

Zwölf Körbe, voll mit Brotstücken, sammeln die Jüngerinnen und Jünger ein. Zwölf, eine hochsymbolische Zahl in der Bibel. Wie die zwölf Jünger können die zwölf Körbe für die Stämme Israels stehen, die erst in der Zwölferzahl das vollständige Volk Gottes sind. In der Antike lebte das Volk verstreut über die Provinzen des Römischen Reiches und darüber hinaus.

Wenn also nichts verloren gehen soll, dann gilt das für das Brot, aber eben auch dafür, dass niemand verloren gehen darf, der zum Gottesvolk gehört.

„Da sahen die Menschen das Zeichen, das er getan hatte, und sagten: Das ist wirklich der Prophet, der in die Welt kommt.“ Die Menschen erfahren die Fülle, sie werden satt von Gottes Schöpfung und erleben etwas, das über ihre Existenz hinausgeht. Sie erkennen in Jesus den Propheten, der in die Welt gekommen ist. Es ist wie die Fortsetzung des Mannawunders in der Wüste. Es ist für die Menschen die Wiederholung dieses Wunders in ihrer Zeit. Durch den verheißenen Messias, der in die Welt gekommen ist. Er steht ihnen leibhaftig gegenüber.

Das ist zweitausend Jahre her. Wir hören die Geschichte und fragen, was sie mit uns zu tun hat. Wandern wir durch die Wüste? Wir haben, was wir zum Leben brauchen. Und wir haben mehr. Viel mehr. Großes Glück ist das, eine gesicherte Existenz, und wir dürfen das Leben ohne schlechtes Gewissen genießen. Wandern wir durch die Wüste? Ist unsere Seele gesättigt? Haben wir wirklich, was wir brauchen? Ein Dach überm Kopf und zu essen und auch noch ein Nachtsch. Und zugleich eine Seele, ausgebrannt von Suche und Streben und Hetzen und Hoffen und Versagen und Verlieren.

Und kann uns diese Geschichte tragen durch die Wüsten-Erfahrungen unseres eigenen Lebens? Vertrauen wir auf die Zusage,

dass Gott gibt, was wir brauchen: Manna am Morgen, Kraft für den nächsten Schritt, Hoffnung darauf, dass Unmögliches möglich wird? Die Hoffnung, dass wir es irgendwie schaffen, zu bestehen in der Wüste, dass wir die Oase finden, die Weise, den Ort, an dem es grünt, den Ort auch, an dem wir frei sind, an dem die Gefangenschaft aufhört, an dem wir teilen können, weil wir endlich wissen und nicht nur gesagt bekommen, ja: es ist genug da.

Schwestern und Brüder, diese Geschichte ist eine Hoffnungsgeschichte. Es ist die Hoffnung darauf, dass es auch in der Welt des Hungers Momente der Fülle gibt. Dass die Menschen satt werden. Und dass es mehr gibt als die drückende Erfahrung des Mangels, mehr als die Not, immer zu wenig zu haben zum Leben. Mehr als die Not, selbst nicht zu genügen. Genug zu haben und geben zu können. Manches Geben ist ja gerade kein Abgeben, sondern es macht reich, es ist kommt zum Geber zurück. Jesus handelt an denen, die leiden. Die leiden unter Not oder Mangel. Die leiden an Unterdrückung und Unfreiheit. Gleich am Anfang der Erzählung steht der Satz: „Pessach, das jüdische Fest, war nahe“. Das ist mehr als eine chronologische Einordnung der Geschichte. Es gibt die Folie vor, auf der das ganze Geschehen betrachtet werden soll. Pessach, das ist die immer wieder gegenwärtige Erinnerung daran, dass Gott befreit hat aus der Sklaverei in Ägypten. Bei jeder Pessach-Feier geht der Blick zurück voller Dankbarkeit für die Rettung. Und er geht nach vorn voller Hoffnung auf Befreiung von dem, was gerade niederdrückt und unfrei macht.

Gegen diese Ungerechtigkeit und gegen den Hunger auf der Welt und gegen den Hunger in uns ist die Erzählung eine Protestgeschichte. Protest, der aufschreit und der anklagt, dass die einen leiden, weil an-

dere zu viel wollen und sich alles nehmen, dessen sie habhaft werden können. Sie fordert uns heraus zu Solidarität. Unser Glaube macht uns sehend. Er ermutigt uns dazu, so zu leben, dass alle, die da sind, satt werden und dass auch für die anderen noch etwas übrig bleibt. Es ist die Bereitschaft, wenigstens das Überflüssige zu verteilen oder besser noch: Zu teilen, was wir haben. „Wenn jeder gibt, was er hat, dann werden alle satt“ heißt es in einem Kirchentagschlagertext. Es muss uns „hungern und dürsten nach Gerechtigkeit“.

Aber vielleicht sagt diese Geschichte auch noch etwas ganz anderes. Sie nahmen, soviel sie wollten. Ist das auch die Frage danach, was wir wirklich wollen und nicht nur die nach dem, was wir tatsächlich brauchen? Was macht das gute Leben aus? Wo kann ich ankommen, wo ist meine Seele ruhig? Was ist der Unterschied zwischen Wollen und Sollen? Was muss wirklich sein, vielleicht auch so. Natürlich sind wir auf dem Kirchentag. Und freilich müssen wir übers Teilen reden. Ja, wir leben auf Kosten Anderer. Ja, unser Fleischkonsum vernichtet die Existenz von Bauern, deren Feld jetzt zum Sojaanbau gebraucht wird. Ja, die Textilfabriken in Bangladesch brennen und stürzen ein, weil wir das 100te Billig-Shirt wollen. Nein, wir teilen noch nicht mal. Unser Lebensstil ist existenzbedrohend für Andere, und wir kommen nicht umhin zu sagen: das geht nicht, das dürfen wir nicht, und so viel und zu diesen Bedingungen wollen wir auch nicht!

Und doch bleibt genau da die Frage, was wir wirklich wollen, weil wir doch allzu oft alles schon haben, schon mal hatten, kaum zu beschenken sind. Setzen wir uns also einen Moment zu den Underdocks auf die Weide, wir sind ja selber welche. Welche, die nicht genug Liebe, nicht genug Barmherzigkeit, nicht genug Stille, nicht

genug Heiterkeit haben, bis zum Ende des Monats. Wir sind ja selber welche, denen es kaum zum Leben reicht, was sie haben an Haltung, an Hoffnung, an Heimat. Wir könnten wohl locker abgeben, vom Brot, vom Fisch, ein Stück vom Garten und ein paar mehr ehrliche Steuern bestimmt auch. Darauf bezogen könnte unser Satz wohl auch heißen: „Nimm dir ruhig, was du willst, aber gib bitteschön auch, was du kannst, damit Gemeinschaft, damit Gesellschaft, damit die Anderen genau das auch können.“ Wir könnten wohl leicht abgeben, wenn wir wüssten, wissen dürften, dass wir, dass unser Leben eben gerade nicht ärmer wird dadurch, wenn unsere Seele ein Zuhause hat, wenn wir aufbrechen könnten, in die Freiheit, die wir brauchen. Erst die freie Seele, erst der freie Mensch kann wirklich geben, ohne zu fragen, was bekomme ich dafür, weil sie, weil er schon hat, was es wirklich braucht zum Leben, was er wirklich will. „Unsere Seele war gefangen im Netze des Vogelfängers. Das Netz ist zerrissen und wir sind frei.“ Heißt es im Ps. 124.

Das ist die Freiheit, die uns aufatmen lässt. Wir sitzen auf der Weide und nehmen so viel wir wollen. Und geben, was wir können, denn das Netz ist zerrissen, das der Gewohnheit, das der Verzagtheit, das der Leere.

„Ich bin das Brot des Lebens.“ So sagt es Jesus. Ich bin der, der euren Hunger stillt und euer Sehnen. Der, der euer Leben reich macht und groß, der euch das Leben in Fülle gibt. Durch mich könnt ihr erfahren und bekommen, was mit 200 Denaren nicht zu kaufen ist. Ihr könnt leben von dem, was ein kleines Kind zu bieten hat.

So ist die Geschichte auch eine Geschichte gegen den Zweifel. Die Jünger zweifeln. Was ist das schon für so viele? Wir können wie Philippus auf die Lage der Dinge sehen,

resignieren und sagen: „So wird das nie was.“ Oder wir können wie Andreas sagen: „Vielleicht versuchen wir mit fünf Broten und zwei Fischen wenigstens mal anzufangen.“ Und vergessen wir nicht: Jesus kommt dazu. Er gibt Kraft, Mut und langen Atem. „Ich glaube, dass Gott uns in jeder Notlage soviel Widerstandskraft geben will, wie wir brauchen. Aber er gibt sie nicht im Voraus, damit wir uns auf uns selbst, sondern allein auf ihn verlassen. In solchem Glauben müsste alle Angst vor der Zukunft überwunden sein.“ So hat es Dietrich Bonhoeffer mit seinem bemerkenswerten Gottvertrauen formuliert. Wir müssen und wir können nicht die Welt und erst recht nicht uns selbst alleine retten, aber wir können und wir müssen anfangen damit. Mit dem wachen Blick dafür, was uns an Broten und Fischen dafür schon gegeben ist. Und mit der Zuversicht darauf, dass uns Manna zur Stärkung vor die Füße fällt. Wir vermögen so viel, wenn Gottes Geist, wenn Gott selbst unter uns ist.

Liebe Schwestern und Brüder,  
ich lese die Geschichte nicht zuletzt als eine Sehnsuchtsgeschichte für uns selbst. Nimm, was du brauchst! Aber strebe nur nach dem, was gut für dich ist! Was zuviel ist, verdirbt. Wir sehnen uns nach der Fülle. Unser Sehnen ist groß nach der Erfahrung von Weite, Tiefe und Ruhe, unser Sehnen ist groß nach Gott.

Auch wenn wir alles haben und wenn wir nachgedacht haben, befreit sind, geteilt haben und Kirchentag gefeiert, dann fehlt uns eigentlich nur noch eines, um zu genießen, eines, von dem wir nicht genug kriegen können: Zeit. Zeit mit anderen und für andere, Zeit für uns selbst jenseits des randvollen Terminkalenders. Zeit dafür, die Beine baumeln zu lassen und die Seele auch. Zeit dafür, Gott zu suchen und still genug zu sein, ihn auch zu hören. So möch-

te ich Sie mit einem wunderbaren Gedicht von Lothar Zenetti verabschieden in diesen Kirchentags-Samstag, durch den Sie hoffentlich fröhlich, erfüllt und beschenkt gehen werden.

*Die wunderbare Zeitvermehrung  
von Lothar Zenetti*

*Und er sah eine große Menge Volkes, die Menschen taten ihm leid,  
und er redete zu ihnen von der unwiderstehlichen Liebe Gottes.*

*Als es dann Abend wurde, sagten seine Jünger:*

*Herr, schicke diese Leute fort,  
es ist schon spät, sie haben keine Zeit.  
Gebt ihnen doch davon, so sagte er, gebt ihnen doch von eurer Zeit!*

*Wir haben selber keine, fanden sie,  
und was wir haben, dieses wenige,  
wie soll das reichen für so viele?*

*Doch da war einer unter ihnen, der hatte wohl noch fünf Termine frei, mehr nicht, zur Not, dazu zwei Viertelstunden.*

*Jesus nahm, mit einem Lächeln,  
die fünf Termine, die sie hatten,  
die beiden Viertelstunden in die Hand.*

*Er blickte auf zum Himmel,  
sprach das Dankgebet und Lob –  
dann lies er austeilen die kostbare Zeit  
durch seine Jünger an die vielen Menschen.*

*Und siehe da: Es reichte nun  
das wenige für alle.*

*Am Ende füllten sie sogar zwölf Tage voll mit dem, was übrig war an Zeit,  
das war nicht wenig.*

*Es wird berichtet, dass sie staunten. Denn möglich ist, das sahen sie, Unmögliches bei IHM.*

*\*Bibelarbeit über Joh. 6,1–15 auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag Hamburg,  
4. Mai 2013*

*Katrin Göring-Eckardt*  
geboren am 3. Mai 1966 in Friedrichroda  
(Thüringen)  
evangelisch; verheiratet, zwei Söhne  
Abitur, Theologiestudium  
1989: Gründungsmitglied von Demokratie jetzt  
und Bündnis 90  
bis 1994: Mitarbeiterin in der Landtagsfraktion  
von Bündnis 90/Die Grünen  
1995–1998: Landessprecherin von Bündnis  
90/Die Grünen Thüringen  
1996–1998: Beisitzerin im Bundesvorstand  
1995–1998: Mitarbeiterin des MdB Matthias  
Berninger  
seit 1998: Bundestagsabgeordnete  
1998–2002: Parlamentarische Geschäftsführerin  
der Bundestagsfraktion Bündnis 90/Die Grünen  
2002–2005: Fraktionsvorsitzende der Bundes-  
tagsfraktion von Bündnis 90/Die Grünen  
2002–2007: Landessprecherin von Bündnis  
90/Die Grünen Thüringen  
2005–2009: kulturpolitische Sprecherin der

Bundestagsfraktion  
von Bündnis 90/  
Die Grünen  
seit 2005: Vizepräsi-  
dentin des Deut-  
schen Bundestages  
seit 2007: Beisitze-  
rin im Landesvor-  
stand von Bündnis  
90/Die Grünen in  
Thüringen  
seit 2007: Präsi-  
den-  
tin des 33. Deutschen Evangelischen Kirchen-  
tags 2011 in Dresden  
seit 2009: Präses der Synode der Evangelischen  
Kirche in Deutschland (EKD)  
Amt bis zur Bundestagswahl 2013 ruhend  
seit November 2012: Spitzenkandidatin von  
Bündnis 90/Die Grünen für die Bundestagswahl  
2013  
seit November 2012: Mitglied im Parteirat von  
Bündnis 90/Die Grünen



**Katrin Göring-Eckardt**

## ***Eine jüdische Theologie des Christentums***

# **Erinnerung an Jakob J. Petuchowski (1925–1991)**

*Von Wieland Zademach*

**E**ine jüdische Theologie des Christen-  
tums ... und eine christliche Theolo-  
gie des Judentums – so ließe sich  
das wahrhaft ökumenische Programm zu-  
sammenfassen, dem sich der große Rabbiner  
und Gelehrte zeitlebens verschrieben hatte.  
Anlässlich seines Todestages am 12. No-  
vember 1991 soll hier daran erinnert wer-  
den: an ein Lebenswerk, dessen vielfältige  
Impulse weiterwirken und das christlich-  
jüdische Gespräch tief greifend beeinflus-  
sen.

## ***Kleine biographische Skizze***

Jakob Josef Petuchowski stammt aus  
einer Familie des Berliner orthodoxen Ju-  
dentums. Seit Generationen wurde hier  
die Berufung zum Rabbinat offensichtlich  
so überzeugend gelebt, dass sie jeweils  
wie selbstverständlich vom Vater auf den  
Sohn überging. Geboren wurde er am 30.  
Juli 1925 und erfuhr Bildung wie Erziehung  
in der „Adass-Jisroel“- Gemeinde, deren  
Schulen einen hervorragenden Ruf besaßen.  
In der Tradition des großen jüdischen Auf-  
klärers Moses Mendelssohn wurde hier

versucht, „die strenge Beobachtung des jüdischen Ritualgesetzes mit voller Teilnahme an der westlichen Kultur zu verbinden“<sup>1</sup>. Diese prägende Erfahrung nahm er mit, als er nach der Schließung der Schule durch die Nationalsozialisten im Mai 1939 mit einem Kindertransport Deutschland in Richtung Schottland verließ, um dort dann als Sechzehnjähriger im Jahre 1941 in Glasgow am dortigen Rabbinical College sein Studium aufzunehmen. Allerdings waren dort den Talmudjüngern „weltliche“ Studien strengstens untersagt, so dass der enttäuschte Student die gewohnte und gesuchte Verbindung traditioneller Observanz mit westlicher Kultur schmerzlich vermisst und später rückblickend resümiert, „dass diese Feindschaft dem ‚weltlichen‘ Studium gegenüber der Grund für meine Abkehr von der jüdischen Orthodoxie gewesen ist“<sup>2</sup>. Mit der Unterstützung von Rabbiner Dr. Harold F. Reinhart, dem damaligen Repräsentanten des britischen Reformjudentums, setzte Petuchowski seine Studien in London fort. Schwerpunkte lagen dabei neben dem weiteren Studium des Judentums auf der Psychologie, der Philosophie, der Logik, römischer Geschichte und englischer Literatur. 1947 erlangte er den B.A. Honours Grad der Universität in London.

Zum wichtigsten Lehrer seiner Londoner Studienjahre wurde Rabbiner Leo Baeck, der ihn im Privileg des Privatunterrichts in dessen Spezialgebiet des Studiums des Midrasch einführte – was für sein Lebenswerk prägend werden sollte. Denn so wie der Midrasch als Auslegung der Bibel seinerzeit in der Spätantike Antwort zu finden versuchte auf die Herausforderungen durch den Hellenismus, den Gnostizismus und das sich entwickelnde Christentum, so wurde es später zum intentionalen Programm Petuchowskis, das große Erbe des Judentums mit Hilfe seines fundierten Wissens

jüdischen Menschen des 20. Jahrhunderts als bewohnbares Haus des Lebens heute weiterzugeben und es als eigenständige Tradition christlichen Menschen nahe zu bringen.

Der Kontakt zu Leo Baeck blieb bestehen, auch und erst recht in Amerika. Auf dessen Vermittlung nahm der frisch Graduierte ein weitergehendes Studium am reformierten Hebrew Union College in Cincinnati auf und übersiedelte 1948 in die USA – in Begleitung seiner 1946 geehelichten Frau, mit der er später drei Söhne bekam. Weil Leo Baeck ebenfalls 1948 einen Ruf nach Cincinnati bekommen hatte, konnte Jakob ihn weiter hören, ebenso wie Samuel S. Cohon, dessen Nachfolger in den Fächern jüdische Theologie und Liturgie er schließlich wurde und bis an sein Lebensende in Cincinnati lehrte. Ab 1973 besuchte er immer wieder Deutschland; zunächst nach großer innerer Überwindung, dann zunehmend interessierter am Austausch mit vielen nicht nur akademischen Freunden und Kollegen in der BRD und in vielen europäischen Ländern, wo der jüdisch-christliche Dialog sich zu entwickeln begann und er eine Fülle von Gastprofessuren bekleidete und mit zahlreichen Ehrungen bedacht wurde. Als er nach einer Herzoperation am 12. November 1991 verstarb, war die Zahl der Nachrufe Legion. Gemäß seiner Maxime der Zusammengehörigkeit von Forschung und Gemeindepraxis war er zudem seit 1956 Jahr für Jahr tätig in einer kleinen jüdischen Gemeinde in Laredo, Texas, um dort an Hohen Feiertagen als Rabbiner zu wirken und seelsorgerlich und liturgisch tätig zu sein.

### ***Gelehrter Rabbiner***

Nur ein Jahr nahm er die Aufgaben eines Rabbiners vollberuflich wahr, dann aber während seiner jahrzehntelangen Lehrtätig-

tigkeit nebenamtlich und regelmäßig in jener texanischen Gemeinde. Für sein Verständnis von der Berufung zum Rabbiner war besonders wichtig die Wechselbeziehung zwischen den priesterlichen und den prophetischen Elementen in der Persönlichkeit sowie die Kompetenz in der Auslegung der Schrift, verbunden mit der Kunst des Formulierens von Herz und Verstand anregenden Merksätzen und Gleichnissen. Petuchowski zitierte öfter den berühmten Rabbiner Israel Kahan, der diesen Sachverhalt dialektisch auf den Punkt gebracht hat: „Kein Rabbiner, den die Gemeinde nicht zu der einen oder anderen Zeit zu entlassen wünscht, ist ein wirklicher Rabbiner. Aber kein Rabbiner, den die Gemeinde tatsächlich entlässt, ist ein wirklicher Mensch“<sup>3</sup>.

Bei der Amtseinführung seines Sohnes Aaron Mark zum Hauptrabbiner einer New Yorker Gemeinde enthüllte Petuchowski eine historische Reminiszenz, die für ihn geradezu zu einem familienbiographischen Paradigma geworden ist. Von Franz Rosenzweig, dem sich Jakob stets sehr verbunden wusste, ist die Geschichte überliefert, wie er am Jom Kippur des Jahres 1913 noch einmal in die Synagoge ging in der Absicht, sich vom Judentum endgültig zu verabschieden und danach taufen zu lassen – unter dem Einfluss seines Vetters Rudolf Ehrenberg. Die Predigt jedoch, die er dann hörte, kehrte ihn zuinnerst um und bestärkte ihn in einer neu gewonnenen Treue zum Judentum, der Beginn einer großen Laufbahn als Lehrer einer ganzen Generation deutscher Juden...

Der damalige Prediger war Jakobs Großvater Dr. Markus Petuchowski, dessen Authentizität die lebensgeschichtliche Wende bei Rosenzweig beförderte, auch wenn er nicht wusste, wer da unter seiner Kanzel saß. Aus diesem Geschehen leitet dessen

Enkel so etwas wie ein „Petuchowskisches Gesetz“ ab, eine „Herausforderung für alle, die Petuchowski heißen und die sich mit rabbinischen Dingen beschäftigen. Man kann nie sicher sein, ob es da einen anderen potentiellen Franz Rosenzweig gibt, der in der Gemeinde sitzt, einer, der dabei ist, entweder zum Judentum zurückzukehren oder sich gänzlich davon abzuwenden und zwar in Abhängigkeit davon, wie wir authentische jüdische Lehren und wahre jüdische Ideale von unseren Kanzeln vermitteln“<sup>4</sup>.

Von seinem Selbstverständnis her wäre Petuchowski wohl als Fundamentaltheologe zu bezeichnen. Für ihn hat jüdische Theologie die Aufgabe, die religiöse Tradition einerseits innerhalb der jüdischen Gemeinschaft rational auszulegen und andererseits nach außen zu vertreten und nötigenfalls zu verteidigen. Dass er dabei aber alles andere als ein Fundamentalist ist, das zeigen sehr anschaulich sein Verständnis der Offenbarung wie auch sein Umgang mit der Tradition. Talmud und Midraschim als schriftliche Fassung der mündlichen Tora sind für ihn ebenso Offenbarung vom Sinai als deren gleichsam geschichtliche Ausdehnung. Quasi zum Dogma erhoben war immer nur der göttliche Ursprung der Tora, der schriftlichen wie auch der mündlichen; über das „Wie“ und das „Wann“ kann durchaus rational argumentiert werden. Wenn Offenbarung die Überbrückung des Abgrundes zwischen Gott und Mensch bedeutet, dann haben daran beide Seiten Anteil. Entsprechend ist die Tora als Gabe der Offenbarung Gotteswort im Menschenwort: menschliche Reaktion auf Erlebnisse der Offenbarung, das heißt menschliche Interpretation der Offenbarung. Das führt zwangsläufig zu Meinungsunterschieden bei den Theologen, die ihren Streit um das rechte Verständnis der Offenbarung niemals

endgültig werden schlichten können. Seine Grenze allerdings – und darin die Abwehr von jedem Fundamentalismus – findet dieser schöpferische Streit in dem Bewusstsein, dass es nur eine Quelle der Wahrheit gibt, aus der die Bibel wie auch die Wissenschaft entstanden sind.

### **Ökumenische Neuansätze**

Mit dem Begriff des Ökumenischen ist hier jene Bemühung auf jüdischer wie auf christlicher Seite gemeint, nach Bezugspunkten von Nähe, Verstehen und Gemeinsamkeit in der jüdisch-christlichen Differenz zu fragen und eine Solidarität angesichts bleibender Eigenständigkeit, Andersartigkeit und Fremdheit zwischen Judentum und Christentum zu praktizieren: „Was uns also nottut, ist eine jüdische Theologie des Christentums und eine christliche Theologie des Judentums“<sup>5</sup>. Dieses Gegenüber der beiden Theologien charakterisiert Petuchowski mit der Kategorie der Interpretation: „Das Neue Testament ist eine ‚Interpretation‘ der hebräischen Bibel und die patristische Literatur eine ‚Interpretation‘ des Neuen Testaments, der Talmud eine andere ‚Interpretation‘ des Alten Testaments ... oder vielmehr eine Sammlung von Interpretationen.“<sup>6</sup> Mit dieser Rede von der doppelten Interpretation der hebräischen Bibel nimmt Petuchowski in nuce eine Position vorweg, welche etwa die Päpstliche Bibelkommission in ihrem Dokument „Das jüdische Volk und seine heilige Schrift in der christlichen Bibel“ vom 24. Mai 2001 bekräftigt hat, nämlich mit der ausdrücklichen Anerkennung, dass es eine jüdische und christliche Auslegungstradition des Alten Testaments gibt, die sich gegenseitig ihr Recht nicht streitig machen dürfen.

Eine gewisse Asymmetrie besteht dabei allerdings darin, dass das Christentum

eine christliche Theologie des Judentums weit mehr benötigt als das Judentum eine jüdische Theologie des Christentums, weil das Judentum ja aus seinen eigenen Quellen und Erfahrungen lebt, wie sie sich niedergeschlagen haben in der hebräischen Bibel und der rabbinischen Literatur. Es geht darum, dass sich aus der gemeinsamen hebräischen Bibel zwei verschiedene legitime Religionen entwickelt haben, die sich ihres unlösbaren Zusammenhangs im göttlichen Plan in Zeit und Ewigkeit bewusst werden sollen. Genau genommen, haben wir es tatsächlich sogar mit drei verschiedenen Traditionen zu tun, die seit zweitausend Jahren – wie auch immer – koexistieren: eine jüdische, eine christliche und eine Tradition, die sowohl Juden als auch Christen gemeinsam ist. Eben um diese dritte Tradition geht es Petuchowski. Zu vermeiden ist bei solchen jüdisch-christlichen Studien sowohl ein billiger Synkretismus wie auch eine kämpferische Apologetik. Es geht aber auch um mehr als ein lediglich historisches oder allgemein wissenschaftliches Interesse, denn Juden und Christen leben nach wie vor als Juden und Christen und repräsentieren lebendige Traditionen. Neben der wissenschaftlichen Erhellung geschichtlicher Entwicklungen ist es deshalb vor allem wichtig, den Anderen aus dem Inneren seines Glaubens her verstehen zu lernen. Bei dieser „wahrhaft kopernikanischen Revolution im jüdischen wie im christlichen Denken“ wird man sich die neuralgischen Punkte der Vergangenheit ebenso vornehmen, wie man dem Gemeinsamen und dem bleibend Trennenden den angemessenen Stellenwert neu zumessen wird. Jüdische Theologie des Christentums und christliche Theologie des Judentums wird „von Menschen betrieben werden, die sich nicht gegenseitig als Konkurrenten um Gottes Gunst betrachten“, sondern von Menschen,

„die sich gegenseitig als Arbeiter in demselben Weinberg, als Diener desselben Herrn anerkennen und schätzen“<sup>7</sup>.

Sein Zukunftsprojekt einer jüdischen Theologie des Christentums beförderte Petuchowski auf eine doppelte Weise. Inhaltlich bedachte er weitere theologische Motive und Themen für eine solche Theologie. Und organisatorisch begann er mit der wissenschaftlichen Verankerung dieser Perspektive, indem er eine Projektdisziplin gemeinsamer jüdisch-christlicher Studien zu etablieren versuchte. Der für das christlich-jüdische Gespräch entscheidenden Frage, ob denn die Christen auch zum Sinai-Bund gehören, nähert er sich über die Erkenntnis, dass der Gott, der mit der ganzen Menschheit den Noah-Bund und mit Israel den Sinai-Bund geschlossen hat, per definitionem in seinen Bundesschließungen nicht beschränkt werden darf: „Der Sinai-bund hat für die jüdische Glaubensgemeinschaft den Noahbund ergänzt, aber nicht aufgehoben. Könnte man in gleicher Weise von dem Kalvarienbund sprechen, der für einen bestimmten Teil der Menschheit den Sinaibund zugänglich gemacht hat, ohne ihn damit für Israel aufzuheben? Und wie können wir die Möglichkeit verneinen wollen, dass Gott auch noch andere Bünde mit anderen Teilen der Menschheit geschlossen hat und vielleicht immer noch schließt – Bünde, die uns unbekannt sein mögen“<sup>8</sup>. Hier tut sich erkenntnistheoretisch eine Weite auf, die den abrahamitischen Religionen den Horizont öffnet weit über den gemeinsamen Rahmen der „Leute des Buches“ hinaus. Und organisatorisch konnte er diesem Projekt einen wichtigen Schub vermitteln mit der Einrichtung eines eigenen Lehrstuhls für jüdisch-christliche Studien am Hebrew Union College, dem nach den großen Wissenschaftlern benannten Sol und Arlene Bronstein-Lehrstuhl. Damit

war die Basis gelegt für die von diesem Lehrstuhl verantworteten berühmten Bronstein-Kolloquien.

### ***Zur Wirkungsgeschichte***

Die ersten drei dieser Symposien (1983, 1986 und 1989) konnte Petuchowski noch selbst organisieren. Dabei sprachen christliche Gelehrte über Texte der Hebräischen Bibel und jüdische Gelehrte über Texte des Neuen Testaments, wozu jeweils ein jüdisches bzw. ein christliches Korreferat korrespondierte. 1989 fand das Kolloquium erstmals in Deutschland statt. Es handelte von einem breiten Themenbogen vom Sühnetod Jesu über den Versöhnungstag in den biblischen Schriften und von deren Vergegenwärtigung in den Liturgien. Fachleute von Rang kamen hierbei zusammen, um streitbar Kontroversen auszutragen und gerade auch so Dialog zu praktizieren, wobei Jakob Petuchowski mit seiner Persönlichkeit und seiner Ausstrahlung von Gelehrsamkeit, Verbindlichkeit und Zuverlässigkeit die Leitlinien dieser Kolloquien geradezu idealtypisch selbst authentisch verkörperte.

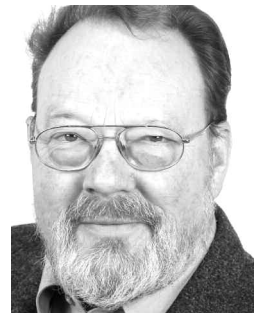
Beispielhaft hat Jakob J. Petuchowski seine Vision einer Projektdisziplin jüdisch-christlicher Studien verwirklicht im „Lexikon der jüdisch-christlichen Begegnung“, das er gemeinsam mit Clemens Thoma herausgegeben hat. Vom Anfang der Idee bis zum Abschluss seiner Ausführung ist dieses Lexikon ein jüdisch-christliches Gemeinschaftswerk. Es liefert zu wichtigen Themenfeldern des heutigen jüdisch-christlichen Dialogs eine solide objektive wissenschaftliche Information aus beiderlei Perspektive und formuliert eine theologische Position aus der jeweiligen religiösen Existenz heraus. Eine andere weitergehende Wirkung darf man wohl sehen in dem Ausbau von zahlreichen Instituten für jüdisch-christliche Forschung und Lehre. Hier sind

institutionelle Strukturen geschaffen worden, die dem Projekt jüdisch-christlicher Studien zu langfristiger Nachhaltigkeit verhelfen; mehr als 20 solcher Institute sind zusammengefasst in einem „Rat der Zentren für jüdisch-christliche Beziehungen“.

Durchaus als eine späte Wirkung der ausdauernden Bemühungen Petuchowskis darf man das jüdisch-amerikanische Dokument „Dabru Emet: Eine jüdische Stellungnahme zu Christen und Christentum“ vom 11. September 2000 bezeichnen. „Redet Wahrheit“ – dieses Dokument ist die Frucht eines äußerst intensiven Diskussionsprozesses von über acht Jahren in einer Gruppe jüdischer Gelehrter, die sich wissenschaftlich mit dem Christentum befassten. Diese von mehr als zweihundert Gelehrten unterzeichnete, inzwischen vielfach zitierte und kommentierte Stellungnahme bestimmt seit Jahren den jüdisch-christlichen Dialog. Sie ist geleitet von der Fragestellung der Autoren und Autorinnen, welche Verbindung es zwischen einer rein wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Christentum und ihrer persönlichen jüdischen Existenz gebe und welche Antwort dem gegenwärtigen Judentum auf die Entwicklungen in der Christenheit möglich wäre. Damit hat die Frage nach einer jüdischen Theologie des Christentums endgültig den Rang einer hermeneutischen Perspektive im jüdisch-christlichen Dialog eingenommen. Hauptinitiator von „Dabru Emet“ war Jakobs Schüler, Freund und Kollege Michael Signer, der in diesem Projekt ein Herzstück seiner wissenschaftlichen Berufung sah. Im Sinne von Petuchowski ist zu wünschen, dass über die rein wissenschaftliche Beschäftigung mit „Dabru Emet“ hinaus auch von christlicher Seite der Dialog zu einer Art und Weise gelebter Existenz wird und so ausstrahlt in weite Bereiche des kirchlichen und gesellschaftlichen Lebens.

- 1 Jakob J. Petuchowski, *Mein Judesein. Wege und Erfahrungen eines deutschen Rabbiners*, Freiburg 1992, S. 37. Zum Ganzen vergleiche auch: Hans Hermann Henrix, Jakob J. Petuchowski (1925–1991): Rabbiner, Wissenschaftler, Ökumeniker, in: Werner Licharz/Wieland Zademach (Hg.), *Treue zur Tradition als Aufbruch in die Moderne. Visionäre und mahnende Stimmen aus Judentum und Christentum*, Waltrop 2005, S. 403–481.
- 2 *Mein Judesein*, a.a.O., S. 41f.
- 3 H.H. Henrix, a.a.O., S. 428.
- 4 Zitiert nach H.H. Henrix, a.a.O., S. 432f.
- 5 Jakob J. Petuchowski, *Zum Geleit*, in: Johannes Oesterreicher, *Die Wiederentdeckung des Judentums durch die Kirche. Eine neue Zusammenschau der Konzilerklärung über die Juden*, Meitingen 1971, S. 17.
- 6 A.a.O., S. 19.
- 7 Jakob J. Petuchowski, *Arbeiter in demselben Weinberg – Ansätze zu einer jüdischen Theologie des Christentums*, in: Hans Hermann Henrix (Hg.), *Unter dem Bogen des Bundes. Beiträge aus jüdischer und christlicher Existenz*, Aachen 1981, S. 215.
- 8 *Bekannte und unbekannte Gottesbünde*, in: Abdoldjavad Falaturi/Jakob J. Petuchowski/Walter Strolz (Hg.), *Universale Vater-schaft Gottes. Begegnung der Religionen*, Freiburg 1987, S. 28.

Dr. Wieland Zademach, Jahrgang 1943, Pfarrer der Ev.-Luth. Kirche in Bayern. 1971 Promotion: „Marxistischer Atheismus und die biblische Botschaft von der Rechtfertigung des Gottlosen“ (Düsseldorf 1973). Ge-



Wieland Zademach

meindepfarrer in Oberfranken. Von 1989 bis 1997 Geschäftsführer der ACK in Bayern, danach Ökumenebeauftragter im Kirchenkreis Nürnberg. Im Ruhestand Dozent an der Seniorenuniversität in Frankfurt/Main. Veröffentlichungen: „Eurokommunismus – Weg oder Irrweg“, München 1979. „Glasnost und

Perestroika – Hoffnung für diese Welt!“, Essen 1987. Hrsg. von „Reich Gottes für diese Welt – Theologie gegen den Strich“, Waltrop 2001; „Treue zur Tradition als Aufbruch in die Moderne“, Waltrop 2005; „Kirche der Zukunft – Kirche in der globalen Welt“, Frankfurt 2008. Mitglied im Redaktionsbeirat von CuS

## Tunis im Frühling 2013

# „Die Revolution hat uns verändert“

Von Samia Melki Fessi im Gespräch mit Alois Schwarz

Am 4. Januar 2011 starb der Gemüsehändler Mohamed Bouazizi an den Folgen seiner Selbstverbrennung. Seine Aktion löste die Proteste des Arabischen Frühlings aus, die Nordafrika erfassten und veränderten. Mit Frau Samia Melki Fessi, Assistenzprofessorin für Wirtschaftsentglish an der Manouba Universität, Tunis, sitze ich in einem Straßencafe in der Medina im Schatten der mächtigen Djamaa ez-Zitouna (Ölbaummoschee).

Die tunesische Feministin und politische Aktivistin ist zuständig für die internationalen Beziehungen des sozialdemokratisch orientierten Forum Democratique (arabisch: Ettakatol = Mit vereinigten Kräften). Ihre Partei ist Koalitionspartner in der Regierung von Ministerpräsident Ali Larayedh (Ennahdha; seit 15.03.2013, islamisch) und des CPR (Congress für die Republik, zentristisch). Ihrer Einladung bin ich gefolgt, die Arbeit der Ettakatol kennenzulernen. Religiöse Minderheiten haben mit Spannung und zum Teil mit Furcht über ihre Zukunft nachgedacht. Synagoge und christliche Kirche sind fester Bestandteil der tunesischen Gesellschaft. Die El-Ghriba-Syn-



Djamaa ez-Zitouna (Ölbaummoschee)

agoge auf der Insel Djerba gehört zu den ältesten der Welt. Bedeutende Kirchenväter stammen aus dieser Region. Ich war erstaunt über den gut besuchten Gottesdienst der Russisch Orthodoxen Gemeinde in der Ave. Mohamed V, obwohl es im vergangenen Jahr zu Übergriffen kam. Nach

wie vor gilt Tunesien als ein tolerantes arabisches Land. Ein Exodus jüdischer oder christlicher Tunesier hat nicht eingesetzt. Wenn sie auswandern, dann aus den gleichen Gründen wie ihre moslemischen Nachbarn, die sich in Übersee eine Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Situation erhoffen. Was wird die Zukunft bringen? Darüber sprach ich mit meiner Gastgeberin.



**Alois Schwarz und Samia Melki Fessi**

Für CuS sprach Alois Schwarz (AS) mit Samia Melki Fessi (SMF).

*Wir sitzen hier nicht weit der für Muslime wichtigen Ölbaummoschee.*

**AS: Wird die neue Verfassung islamisch sein?**

SMF: Der Islam ist Staatsreligion, der Staat bleibt aber weltanschaulich neutral ...

**AS: Und die Sharia?**

SMF: Die konstituierende Versammlung und das Parlament haben die Sharia aus der Verfassung heraushalten können.

**AS: Wie stehen die Tunesier heute zur Jasmin Revolution? Es gibt ja wiederholt Ausschreitungen, Proteste, und den Mord an Oppositionspolitiker Chokri Belaid, am 6. Februar.**

SMF: Die Revolution hat uns verändert. Natürlich wurden Fehler gemacht in dieser kritischen Phase der Erneuerung. Ein Wechsel erfordert Zeit. Dass es Opfer zu beklagen gibt, ist sehr bedauerlich und durch nichts zu rechtfertigen. Es gibt Extremisten salafistischer und linksradikaler Prägung, denen es sehr entgegenkommen würde, wenn der „Arabische Frühling“ scheitern würde. Sie sind Bedrohung und Herausforderung für die Demokratie.

**AS: Wie geht es den Tunesiern heute mit der Demokratie? Wie geschieht die Aufarbeitung der Diktatur?**

SMF: Politische Instabilität verzögert wirtschaftliche und soziale Entwicklung. Radikale Gewerkschafter rufen zu Streiks für unrealistische Lohnerhöhungen, z.B. in der Phosphat Industrie. Sie hatten ihre Privilegien eingebüßt, die sie während der Diktatur genossen. Die alten Seilschaften, die ihre verlorene Macht zurück wünschen, sind aktiv in den Medien, den Gewerkschaften. Sie haben ihre Freunde, reiche Geldgeber in den Golfstaaten. Saudi Arabien, das dem gestürzten Diktator Ben Ali „Asyl“ gewährt, verhindert die Rückgabe der geplünderten Staatsfinanzen und die Arbeit der Gerichte, ihn für begangenes Unrecht heranzuziehen. Die Revolution hat stattgefunden wegen des Unrechts und der Ausweglosigkeit der Jugend in unserem Land. Es war eine Revolution für die Menschenrechte. Der Aufbau demokratischer Strukturen und Institutionen geht langsam und mühsam voran. In der Arabischen Welt gab es bisher keine Demokratien. Vorrangiges Ziel ist es, das Vertrauen der Menschen in Parlament und Regierung zu stärken. Wir müssen eine Kultur der Demokratie bauen und Prinzipien festschreiben, die für alle Tunesier verbindlich sind.

**AS: Welche Initiativen unternimmt Ihre Regierung, der wachsenden Armut und Arbeitslosigkeit zu begegnen?**

SMF: Wir sind nicht reich an Bodenschätzen, außer Phosphat. Wir sind dabei, neue Investoren zu gewinnen für die Modernisierung der Infrastruktur. Sie müssen bereit sein, zu unseren Bedingungen zu investieren. Wir erfahren aber, wie schwierig das ist, z.B. bei Verhandlungen mit China. Gute Erfahrungen machen wir mit Deutschland, dem drittgrößten Handelspartner und dem viertgrößten ausländischen Investor in Tunesien. Die Bundesregierung unterstützt unsere Aufbauarbeit mit 50 Millionen Euro, wobei Bildung und Wissenschaft besonders gefördert werden. Tunesische Schulen in Höhe von 60 Millionen Euro werden umgewandelt und sind somit frei für Reformmaßnahmen. Unser Land ist beliebtes Urlaubsziel. Es hat in den letzten Jahren an Attraktivität gewonnen. Ich kann hier nur werben, liebe deutsche Touristen, bleibt nicht zu Hause, sondern besucht uns! Mit jedem Euro, den ihr hier ausgeben, unterstützt ihr die Erhaltung und Schaffung neuer Arbeitsplätze.

**AS: ... aber Revolution, Unruhen, wie soll das mit der auf Sicherheit und Ruhe bedachten Wirtschaft in Einklang stehen?**

SMF: Die Revolution geschah auch aus wirtschaftlicher Vernunft heraus. Es schadet einer Volkswirtschaft, wenn es auf der einen Seite Reichtumsanhäufung der Eliten und auf der anderen Seite Verelendung der breiten Massen gibt. Gerechte Teilhabe aller Tunesier an Arbeit, Bildung, sozialer Sicherheit, politischer Entscheidungen ist unser Ziel, und das ist von Vorteil für die Wirtschaft.

**AS: Wie beeinflusst die politische Entwicklung der Nachbarregion ihre Fortschritte?**

SMF: Wir beobachten mit Sorge die militärische Interventionspolitik und Unruhen in Mali, die Auseinandersetzungen in Libyen, die Unruhen in Ägypten und die Entwicklung in Syrien. In Algerien sitzt eine Regie-

rung, die unsere Jasmin-Revolution sehr kritisch beurteilt. Die politische Entwicklung, die Auseinandersetzung um den Weg in eine friedliche Zukunft, ist noch lange nicht in ruhigen Fahrgewässern. Ungeachtet dessen arbeiten wir für den Frieden.

**AS: Sie sind Sozialdemokratin, beunruhigt Sie das nicht, mit einer Islamischen Partei in einer Koalition zu regieren?**

SMF: Tunesien ist nicht Ägypten. Auch wenn es islamistische Strömungen und Störversuche aus der „Muslimbrotherhood“ gibt, verfolgen wir weiter unser Ziel, mit den gemäßigten Kräften der Ennahdha zusammenzuarbeiten. Das dient dem Land, weil dadurch die Extremisten isoliert werden. Die Moslembrüder sind Teil der Gesellschaft. Wir leben mit ihnen, akzeptieren, wer sie sind und verlieren dabei unsere Ziele nicht aus den Augen.

**AS: Welche Ziele?**

SMF: Sozialdemokratische Politik ist gut für unser Land. Sie gewährt Gleichberechtigung der Geschlechter, Harmonie, Fairness, Toleranz in Politik, Gesellschaft und Religion. Gerade was die Gleichberechtigung betrifft, haben wir viel erreicht.

**AS: Ich danke Ihnen für das Gespräch.**

*Alois Schwarz  
Jahrgang 1954,  
Studium der Theologie in Saskatoon,  
Halifax und Winnipeg, Kanada.  
Verschiedene  
Lehrämter im Ausland, seit 2009  
Pfarrer in Nördlingen,  
Missionsbeauftragter*



**Alois Schwarz**

## REZENSIONEN

### Bonhoeffer in Finkenwalde

*Karl Martin (HG) - Bonhoeffer in Finkenwalde – Briefe, Predigten, Texte aus dem Kirchenkampf gegen das NS-Regime 1935–1942, Fenestra-Verlag Wiesbaden-Berlin 2012, 988 Seiten, 39,- Euro, ISBN 978-3-9813498-8-7*

Von Rainer Dörbaum

**K**arl Martin, der Vorsitzende des Dietrich Bonhoeffer Vereins, hat sich mit großer wissenschaftlicher Sorgfalt und in langjähriger, akribischer Arbeit der Erstellung dieses Mammutwerkes unterzogen.

Die dreiundzwanzig Rundbriefe aus dem Bruderhaus der Bekennenden Kirche in Finkenwalde bei Stettin (heute Szeczin-Zdroje), die den Zeitraum von April 1935 bis zur staatlich angeordneten und von der Gestapo durchgeführten Schließung des Predigerseminars im August 1937 umfassen, sowie die achtzehn „persönlichen Briefe“ Dietrich Bonhoeffers zwischen November 1937 und Mitte 1939 im Rahmen der so genannten Sammelvikariate, die beide das Herzstück dieses umfangreichen Werkes bilden, sind keine Neuentdeckungen (siehe DBW 14, 15 und 16). Der Herausgeber hat sie mit Hilfe

der Staatsbibliothek Berlin überarbeitet und durch etliche, bisher nicht veröffentlichte Hintergrunddokumente und Nachbemerkungen mit Querverweisen ergänzt.

Das Predigerseminar in Finkenwalde, eines von fünf solcher Ausbildungsstätten der Bekennenden Kirche in Deutschland, wird im Sinne eines geistlichen Refugiums von Dietrich Bonhoeffer als lutherischem Direktor zum Sommersemester 1935 eröffnet – sein Stellvertreter ist der reformierte Wilhelm Rott – und hat das vorrangige Ziel, in der Zeit des Kirchenkampfes gegen die Deutschen Christen und die nationalsozialistische Ideologie im Rahmen eines halbjährigen Kurses zwanzig junge Vikare bis zu ihrer Ordination menschlich und geistlich zu begleiten und ihnen theologisch den „letzten Schliff“ für die zukünftige Arbeit im Pfarramt zu geben. Es soll das Rüstzeug für eine allerdings äußerst ungewisse Zukunft sein, denn all das vollzieht sich in der Illegalität. „Alles, was wir hier tun, ist nun illegal und wider das staatliche Gesetz“, so schreibt ein Finkenwalder Vikar.

Die mitmenschlichen Begegnungen (*vita communis*) nehmen in diesem Buch ebenso





einen herausragenden Platz ein wie das ständige Ringen um theologische Fragestellungen, die häufig im Kontext der aktuellen politischen Ereignisse stehen. Die „vita contemplativa“ bildet den täglichen spirituellen Rahmen (Gebet, Meditation, Gesang), der durch regelmäßige Bibellese und Exegese ergänzt wird. Die Kandidaten erhalten im Rahmen ihrer praktischen Ausbildung Einsätze in so genannten Volksmissionswochen in der Umgebung von Finkenwalde. Über den Rahmen der Seminare hinaus werden regelmäßig ergänzende „Freizeiten“ abgehalten, die der fachlichen Vertiefung und der Förderung des bruderschaftlichen Zusammenhalts dienen sollen.

Dietrich Bonhoeffer findet in Finkenwalde ein neues Fundament für sein Leben. Es ist der erste Schritt zu einer wirklich erfüllten Existenz. So schreibt er an die Mitglieder seines ersten Seminarkurses: „Der Sommer 1935 ist für mich die beruflich und menschlich ausgefüllteste Zeit bisher gewesen.“ Zentrale Texte der ersten und zweiten Bekenntnissynoden von Barmen und Dahlem im Mai und Oktober 1934 sind für die Gründung der Predigerseminare von entscheidender Bedeutung. Dort heißt es u.a. „Wir verwerfen die falsche Lehre, als gebe es Bereiche unseres Lebens, in

denen wir nicht Jesus Christus, sondern anderen Herren zu eigen wären“ (Barmen). Oder: „Wir fordern die christlichen Gemeinden, ihre Pfarrer und Ältesten auf, von der bisherigen Reichskirchenregierung und ihren Behörden keine Weisungen entgegenzunehmen“ (Dahlem). Die Bedeutung und Notwendigkeit von Widerständigkeit im Rahmen christlicher Verantwortung (status confessionis) wird hier klar und deutlich betont.

Eine Rundbrief-Beilage ist vermutlich der Vortrag „Gehorsam gegen die Obrigkeit“ von Johannes Hamel aus dem September 1938. Dort heißt es: „Freilich ist schweigendes Dulden unter der Tyrannei zu wenig. Luther sagt in der Schrift von den guten Werken, die Prediger hätten öffentlich ihre Stimme zu erheben, wo dem Worte Gottes zuwider gehandelt und dem Nächsten großes Unrecht getan wird“ (S. 574).

Da die erforderliche Solidarität innerhalb der BK Risse bekommt, ergeht am 16.6.1936 ein Verweis der Kommunität „an alle Brüder, die zu Barmen und Dahlem Ja gesagt haben und nun in aller Stille der Vorläufigen Kirchenleitung und den Bruderräten den Gehorsam verweigern. Dies ist zuchtloser Abfall. Die Bindungen an die Beken nende Kirche werden einfach zerrissen. Sie weichen um der Freundschaft der

Welt willen, wollen die Verheißung verkaufen um das Linsengericht einer gesicherten Zukunft ...“ Die Adressanten gehen den Weg des geringsten Widerstandes und wollen oder können die „Maskerade des Bösen“ (Bonhoeffer) nicht durchschauen.

Dietrich Bonhoeffer leitet das Seminar in Finkenwalde als anerkannter „primus inter pares“. Die monatlichen Rundbriefe an die am Ende ca. 200 Teilnehmer aller Seminare sind ein wichtiger Bestandteil seines Konzepts. Sie sollen den brüderlichen (Schwestern waren damals noch nicht dabei) Zusammenhalt festigen und außerhalb des Seminars, wegen der Ungewissheit des Status eines Bekenntnispfarrers, den Erfahrungen von „Vereinzelung“ und Einsamkeit im Pfarramt im Sinne einer seelsorgerlichen Fürsorge entgegenwirken. Der von den Nazis inhaftierte Seminarteilnehmer Willi Brandenburg schreibt am 1.6.1936 aus dem Gefängnis: „... man hat den Eindruck, von Mensch und Gott verlassen zu sein. Aber wir sehen doch ein Stück blauen Himmels, ein bisschen Sonne und ein paar Sterne, und der Herr, der das bereitet hat, wird uns auch seinen Weg gehen lassen ...“

Für Bonhoeffer sind „menschliche Beziehungen doch einfach das Wichtigste

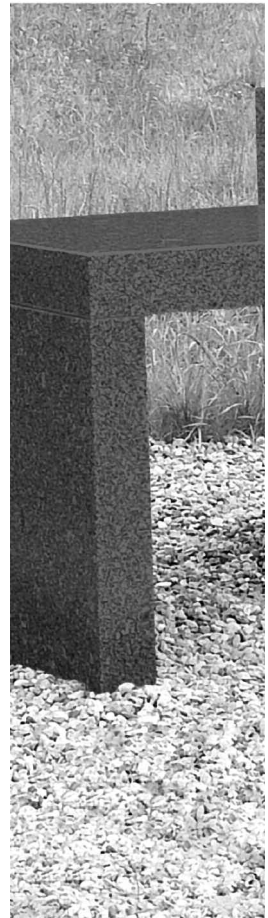
im Leben“ („Widerstand und Ergebung“), und in diesem Sinne ist das vorliegende Werk eine wahre Fundgrube intensiver menschlicher Begegnungen, gehalten von einem Netz gemeinsam erlebter Spiritualität, kulturellen und sportlichen Aktivitäten (Kammermusik, Ausflüge, Tischtennis), Bibelarbeit und nicht zuletzt solidarischer Widerständigkeit gegen die Häresie der Deutschen Christen und das nationalsozialistische Unrechtsregime. Das alles bleibt freilich nicht frei von Sorgen und Ängsten um die berufliche Sicherheit in Anbetracht einer wenig verheißungsvollen Zukunft.

So erlebt Bonhoeffer in dieser Zeit auch menschliche Enttäuschungen: Einzelne Teilnehmer mit geringer Risikobereitschaft verlassen, zum Teil auch aus theologischen Bedenken, die brüderliche Kommunität und kehren zurück in die Strukturen der 'Legalität' der Landeskirchen, die sich mehr oder weniger mit dem NS-Staat arrangiert haben. Das Predigerseminar schließt sie besonders in ihre Fürbittengebete ein.

Im Mai 1936 hält Bonhoeffer einen umstrittenen Vortrag mit dem Titel „Zur Frage der Kirchengemeinschaft“ (S. 201/202) und führt in deutlichen Worten aus: „Die Bekenkende Kirche trägt die Last der Verantwortung, die wahre Kirche Jesu zu sein



## Briefe, Predigten aus dem Kerkhof 1935–1942





(extra ecclesiam nulla salus). Wer sich wissentlich von der Bekennenden Kirche trennt, trennt sich vom Heil.“

Als einen Tiefpunkt der Bekennenden Kirche erlebt Dietrich Bonhoeffer den Beschluss der Synode in Berlin-Steglitz am 31.7.1938, wonach alle Pfarrer der BK den Eid auf den Führer leisten sollen.

Die zu Dietrich Bonhoeffers „persönlichen“ Briefen zählenden Dokumente ab Kriegsbeginn 1939 (Seite 597ff.) zeugen von seiner tiefen Trauer über die gefallenen Finkenwalder Brüder. Er versucht in diesen Briefen nicht nur den am Leben gebliebenen Brüdern, sondern insbesondere den Familien der Gefallenen Glaubensrost zu vermitteln („... nun darf er schauen, was er geglaubt hat.“ ...). Den Tod eines seiner ehemaligen Konfirmanden kommentiert er mit dem Satz „Bei Hans Friedrich (von Kleist-Retzow) fand man das aufgeschlagene Neue Testament. Er war 18 Jahre alt.“

In Finkenwalde entstehen Bonhoeffers Schriften „Gemeinsames Leben“ und „Nachfolge“. Wie kann Nachfolge Christi im Sinne des Neuen Testaments in Zeiten großer Anfechtungen aussehen? Diese Frage durchzieht als tragendes Thema die meisten der in dem hier besprochenen Buch abgedruckten Briefe. Nachfolge im Sinne einer auf engagierte Praxis aus-

gerichteten Theologie, die aus Bonhoeffers Sicht unter entsprechenden Umständen auch der Vorbereitung und Einübung in den politischen Widerstand dienen kann, bedeutet eine enge Bindung an Jesus Christus und seinen schließlich am Kreuz endenden Leidensweg. Es ist ein aus politischer Verantwortung und einer bewussten Glaubensposition heraus zu erduldenes Leiden im Kampf gegen ein menschenverachtendes System. „Wer aber das Kreuz Jesu Christi liebt, wer in ihm den Frieden gefunden hat, der fängt an, auch die Trübsal in seinem Leben zu lieben ...“ (S. 541). Theologia crucis schließt Nachfolge ein und zugleich durch Gnade empfangene Kraft, das „Tun des Willens Gottes“ (S.414) zu erkennen und umzusetzen (Mt. 7,21). Tun ist in diesem Sinne die ausschließliche Ausrichtung des ganzen Menschen auf Gott.

So weist auch Karl Martin in seinen Nachbemerkenungen noch einmal darauf hin: Der Glauben möge zum Tun des Willens Gottes vordringen, so wie Christus nicht den Weg seines Willens, sondern im Gehorsam Gottes Weg gegangen ist. „Die Ausbildung im Finkenwalder Predigerseminar sollte helfen, den Kandidaten das Tun, auch im Rahmen politischer Verantwortung, als die entscheidende Zieldimen-

sion des Glaubens zu erschließen“ (S. 726).

Das vorliegende Buch bietet sich aus meiner Sicht besonders für Studenten der Theologie an. Es ist aber auch für alle anderen Leser ein sehr tiefgründiges Werk über

menschliche Stärken und Schwächen, Gruppendynamische Prozesse, Kirchenkampf, Widerstand gegen die Obrigkeit, Ringen um Glaubens-treue und nicht zuletzt österliche Hoffnung.

## eBook-Tipp

*Ulrich Peter: Möhrenbach – Schwerin – Workuta – Berlin. Aurel von Jüchen (1902–1991). Ein Pfarrerverleben im Jahrhundert der Diktaturen, 2006, (Stock & Stein, vergriffen), 472 Seiten.*

*Als CD bei Dr. Ulrich Peter, Nikolaistr. 48 a, 12247 Berlin, Upeter2964@aol.com, Konto 1 420 164 992, Berliner Sparkasse BLZ 100 500 00, zum Preis von 5,- € + Porto.*

## BUNDESNACHRICHTEN

### Kirchentag im Mai, Hamburg

Von Anneke Ihlenfeldt

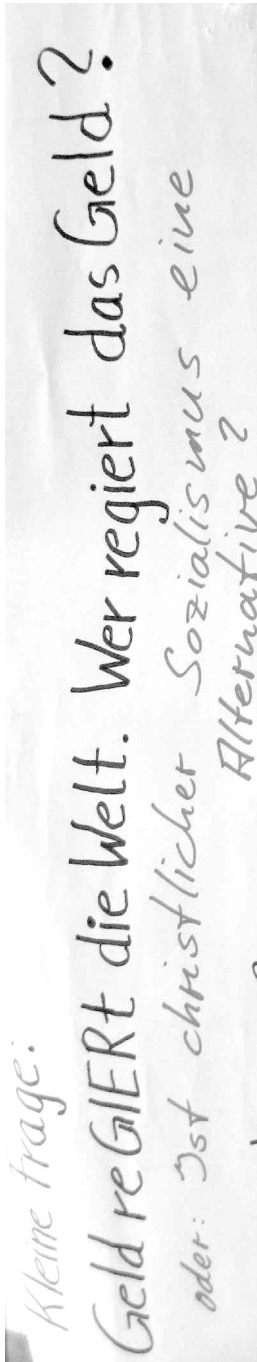
Der typische Besucher auf dem Hamburger Kirchentag ist über 60, weiblich und trägt vernünftige Schuhe“, das ist mein erster Gedanke, als ich von Ritterhude bei Bremen mit dem Regionalzug nach Hamburg zum Kirchentag fahre. Der Zug ist schon am 1. Mai ziemlich voll von Menschen mit den Nasen in blauen Heften und blauen Teilnehmer(innen)-Karten um den Hals, Florian und ich mittendrin. Mittendrin auch mit unserem Ärger, dass wir das erste Mal an einem 1. Mai nicht bei einer Gewerkschafts-De-

monstration dabei sind. Die Verlegung des Kirchentags auf das 1. Mai-Wochenende ist sicherlich ein Kritikpunkt an der Organisation des DEKT 2013.

In Halle A4 trafen wir uns, um unsern Stand mit Reinhard, Christof und den Hamburgern Jürgen und Berti aufzubauen. Später kommen auch Michael, Rosmarie und Dieter dazu. Eine gute, solidarische Aktion, sodass der Stand schnell steht. Schön leuchten die druckfrischen CuS-Hefte in vorderster Front und über unseren Köpfen ist die Bundesfahne entfaltet.

Bemerkenswert solidarisch ist auch die Zusammenarbeit





*Die Mitwirkenden mit Besuch von der Familie*

mit unseren Standnachbarn, dem VVN-BdA aus Hamburg. Die Antifaschistinnen helfen später sogar beim Abbau.

Die Hauptaktivität am Stand sind Gespräche mit den Kirchentagsbesucher(inne)n und Gespräche für Bündnisse mit anderen Gruppen. Nur wenig antikommunistische Vorurteile schlagen uns entgegen; eher interessierte Nachfragen besonders bei jüngeren Besucher(inne)n. Aus den Gesprächen lässt sich heraushören: der Kirchentag steht in Gefahr, eine Nostalgie-Veranstaltung zu werden. Es fehlt die deutliche friedenspolitische Ausrichtung. Ähnliches kann Florian auch als unser Delegierter bei der Ikvu und von deren Veranstaltung zum Dorothee-Sölle-Preis berichten. Die Rede der Preisträgerin Jutta Lehnert bildet da ein wohlthuendes Gegengewicht. Sie ist

ein mächtiges Votum gegen die Vertuschungsversuche der offiziellen (kath.) Kirche bezüglich der Missbrauchsfälle und ruft alle Christ(inn)en zum Hinschauen und Handeln auf.

Samstag, nach vielen Gesprächen und Diskussionen, trifft sich ein engerer Kreis zum Grillen im Garten einer Hamburger Freundin. Bei Wurst und Wein werten die Aktiven ihre Eindrücke aus und schließen neue Kontakte.

Nach Ansicht von Kirchentags-Präsident Gerhard Robbers sind vom Kirchentag wichtige Signale für die Ökumene und die Annäherung der Religionen ausgegangen. Viele katholische, orthodoxe, jüdische und muslimische Vertreter hatten sich beteiligt. Am Schlussgottesdienst im Stadtpark nahmen mehr als 130.000 Gäste teil und feierten Abendmahl.



### **Schlussgottesdienst im Stadtpark**

Der Kirchentags-Präsident forderte mehr soziale Gerechtigkeit in Deutschland: „Es gibt so viele Menschen, die nicht genug haben.“ Er verlangte ein Ende von Lohn-dumping. Frauen sollten endlich gleichen Lohn für gleiche Arbeit bekommen. Die Predigt hielt der englische Bischof Nick Baines über Micha 4,1–3. Der Prophet Micha hat die Menschen aufgefordert, sich von einer Vision ergreifen zu lassen: „Die Bibel untergräbt unser Verständnis der

Wirklichkeit. Sie fordert uns heraus, uns und die Welt anders anzusehen. Die Welt muss nicht so sein, wie sie jetzt ist. Glück und Zufriedenheit kann es nicht für einzelne geben, ohne Rücksicht auf das Glück derer, die die Bibel unsere Nächsten nennt.“ Baines kritisierte in diesem Zusammenhang die Mauern, die Israelis von Palästinensern trennen: „Ich kann niemals sicher sein, wenn ich die Sicherheit meines Nachbarn verneine.“

Wir trauern um unsern Autor  
**Ottmar Schreiner** (1946–2013).

Er war zuletzt Bundesvorsitzender der Arbeitsgemeinschaft für Arbeitnehmerfragen. In der SPD war er ein Kritiker der Agenda 2010. In CuS 4/08 plädierte sein Beitrag für mehr soziale Sicherung.



## Glückwunsch zum 80. Geburtstag von Prof. Dr. Siegfried Katterle



**Z**u Deinem 80. Geburtstag am 14. Mai 2013 gratulieren wir Dir, lieber Siegfried, recht herzlich. Dem BRSD bist Du besonders verbunden seit dem 18. Juni 1977. An diesem Tag kamst Du zusammen mit Günter Ewald, Jürgen Finnern und mir, in unserm Gefolge Studentinnen und Studenten aus Bochum und Bielefeld, nach Frankfurt-Fechenheim, um den überalterten Bund der Religiösen Sozialisten Deutschlands, damals noch mit der Zusatzbezeichnung „Gemeinschaft für Christentum und Sozialismus“, neu zu beleben. Aufregend war diese Versammlung, weil wir, verbündet mit vier Mitgliedern des alten Vorstands, uns gegen den „geschäftsführenden Präsidenten“ Heinrich Schleich durchsetzen mussten, um für den notwendigen Kurswechsel zu sorgen. Er hatte die Zusammenarbeit mit uns verweigert, die Bundeskasse mitgenommen, mit seinen Angestellten des Heinrich-Schleich-Hauses einen Verein zum Zweck der Spaltung des Bundes gegründet, einen Prozess gegen uns geführt und seine gelbe Zeitschrift Christ und Sozialist weitergeführt. In dem neu eingetragenen Verein warst Du dann Bundeskassenführer und

ab CuS 2/1977 für die Redaktion bis 1983 verantwortlich.

In dem von Heinrich Schleich noch geduldeten Probeheft CuS 1/1977 hattest Du den ersten Artikel geschrieben: „Wirtschaftskrise und Alternativen der Krisenbekämpfung“ und musstest damals schon feststellen: Gestiegene Produktion und Gewinne, stagnierende Arbeitnehmereinkommen, hoher Arbeitslosensockel. Dein Artikel in CuS 4/1977 hatte die Überschrift „Arbeitslosigkeit – ein Zustand, an den wir uns gewöhnen müssen?“ und sprach von einem „sozialen Hauptproblem“. CuS 1/1979 enthielt Deinen Vortrag auf der Bundestagung vom 6.10.1978: „Eduard Heimanns Beitrag zur Neuorientierung der Wirtschaftsordnung“. Darin schreibst Du: „Erwünscht ist eine Vielfalt von öffentlichen Trägern gemeinwirtschaftlicher Unternehmen: Kommunen und Kommunalverbände, Länder, autonome öffentliche Körperschaften. Neben diesen Unternehmen der öffentlichen Gemeinwirtschaft in der Hand unterschiedlicher öffentlicher Träger bestände eine Vielfalt von Unternehmen der freien Gemeinwirtschaft, die als Genossenschaften (Produktionsgenossenschaften, Konsumgenossenschaften, Wohnungsbau-

genossenschaften, kooperative Versicherungs- und Bankunternehmen, aber auch Lebensgemeinschaften wie die israelischen Kibbuzim und die französischen Communautés de Travail) als Eigenunternehmen der Gewerkschaften oder in Mischformen (genossenschaftliche Unternehmen mit Kapitalbeteiligung einer Gewerkschaft oder Kommune) organisiert wären. Schließlich soll ein durchaus gewichtiger Bereich mittelständischer privatwirtschaftlicher Unternehmen in Landwirtschaft, Gewerbe und Handel bestehen.“ (S. 26)

Deine Themen in CuS waren: Vollbeschäftigung (1/1981), Arbeitszeitverkürzung (2/1984), Enttäuschungen und Hoffnungen eines Hochschullehrers (2/1985), Zukunft der Arbeit (3/1985), Energiepolitik

der Zukunft (4/1986), Arbeitslosigkeit – Schicksal oder politisches Versäumnis? (3/1987), Arbeit für alle? (1/1989), Soziale Marktwirtschaft auf dem Prüfstand (2/1991), Anmerkungen zur Wirtschaftsdenkschrift der EKD (1/1993), Leserbrief 4/2011) Gewiss würde es Dich freuen, wenn die Beiträge in den noch vorhandenen Heften gerade heute beachtet würden.

So hast Du die Leitideen der Wirtschaftsordnung der Religiösen Sozialist(inn)en maßgeblich mitgeprägt. Für Deine Treue zum demokratischen Sozialismus und die Begleitung der ReSos als Autor und Leser von CuS danken wir herzlich und wünschen Dir und Deiner Familie Gottes Segen. In multos annos, auf viele Jahre noch!

Reinhard Gaede

## Glückwünsche zum 85. Geburtstag für Pfarrer Dr. Friedrich Hufendiek

Lieber Fritz! Zu Deinem 85. Geburtstag am 24. Juni 2013 gratulieren wir Dir recht herzlich. Lange Zeit Deines Lebens hast Du in Ostwestfalen verbracht – Bethel ist ja der Ort Deiner Geburt als fünftes von neun Kindern –, die Zeit als Gemeindepfarrer der Matthäusgemeinde in Bielefeld 1959–1967. Eine Zeit hatten wir gemeinsam, als Du 1969–1975 Studentenfarrer in Münster warst, und ich – mit

lautem Geschrei als Tutor im Hamannstift gewählt – damit zugleich Dein Vikar wurde. Gemeinsam haben wir die denkwürdigen Ost-West-Seminare im Missionshaus Leipzig erlebt, die ESG dort besucht, verbotene theologische Bücher geschmuggelt. Und eine Zeitlang hattest Du deswegen Einreise-Verbot. Da hat es Dir nichts genutzt, dass Du Sprecher des Initiativkreises „Solidarität mit Chile“, gegründet





von Martin Ostermann, warst. In Deinen Predigten hast Du immer die „Macht des Evangeliums in Herrschaftszusammenhängen“ betont. Unter diesem Titel hattest Du die kleine Festschrift für Wolfgang Schweitzer als Beiheft der „Jungen Kirche“ im Juni 1976 herausgegeben. Es war gleichzeitig eine Erinnerung an unsere Zeit im „Bielefelder Arbeitskreis für Kirche und Gesellschaft“. Seine 19 Thesen betonten „die Versöhnung in Christus“, widersprachen damit dem „deutschen Anspruch auf die Gebiete jenseits der Oder-Neiße“ und bereiteten der Ost-Denkschrift der EKD den Weg. Während Deiner Zeit als Doktorand bei Prof. Wolfgang Schweitzer, Stipendiat in New York und Dozent in Kanada bist Du über der Lektüre der Schriften von Reinhold Niebuhr „von der Individualethik zur Gesellschaftsethik“ vorgegangen: Klar machen, dass

die meisten Kirchen „an den Wasserflüssen bürgerlicher Privilegien ihre babylonische Gefangenschaft vergessen“. So warst Du auch 2006 gleich bereit, uns in der Redaktion von CuS zu begleiten.

Deine Hochzeit mit Sabine 1980 – die Wäscheleine spannte sich vom Kirchturm zum Gemeindehaus – haben wir mitgefeiert. Weil sie als Paar-Therapeutin und Dozentin am Ev. Zentralinstitut für Familienberatung in Berlin arbeitet, hast Du Dich trotz Deines Alters in Berlin gut eingelebt.

Der Jubilar will seinen Geburtstag in Prag verbringen, wo er 1964 zum ersten Mal an der Prager Friedenskonferenz teilnehmen konnte.

Wir wünschen Dir, Sabine und den Kindern Christian, \*1975, Rebekka, \*1981 und Jakob, \*1984, Gottes Segen. In multos annos, auf viele Jahre noch!

Reinhard Gaede

## Bilder und Fotos

|                                                    |                 |
|----------------------------------------------------|-----------------|
| Reinhard Gaede.....                                | 1, 6, 54, 72–75 |
| Nikolaus & Anne Schneider, priv. ....              | 9               |
| Gisela Scheiterlein .....                          | 15              |
| Deutscher Bundestag .....                          | 21, 58          |
| SPD .....                                          | 22, 24          |
| Wikipedia .....                                    | 25, 39, 76      |
| S. und G. Saulsohn Verlag Berlin, gemeinfrei ..... | 35              |
| Friedrich Winterhager, priv. ....                  | 36              |
| Karlheinz Lipp, priv. ....                         | 41              |
| Dr. Klaus Fuchs-Kittowski .....                    | 45, 47          |
| Horst Haitzinger, NW. 6./7.4.2013, Nr. 80 .....    | 49              |
| Markus Katterle, priv. ....                        | 50              |
| Silke Portheine-Hofmann, priv. ....                | 51              |
| Wieland Zademach, priv. ....                       | 63              |
| Alois Schwarz, priv. ....                          | 64, 66          |
| Chr. Kaiser Verlag, München .....                  | 68, 70          |
| Fenestra Verlag, Wiesbaden, Berlin .....           | 69              |
| Stadtmuseum Düsseldorf.....                        | 76              |

## Autorinnen und Autoren

**Rainer Dörbaum**  
Helmholtzstr. 29  
60385 Frankfurt

**Dr. Erhard Eppler**  
Friedensberg 6  
74523 Schwäbisch Hall

**Katrin Göring-Eckardt,**  
**MdB**  
Bundestagsbüro  
Platz der Republik 1  
11011 Berlin

**Anne Ihlenfeldt**  
Dammstr. 1  
27721 Ritterhude

**Prof. Dr. Siegfried Katterle**  
Dünenweg 13  
33649 Bielefeld

**Dr. Karlheinz Lipp**  
Friedrich-Wilhelm-Str. 42  
12103 Berlin

**Silke Portheine-Hofmann**  
Johanna-Wendel-  
Strasse15  
66119 Saarbrücken

**Dr. h.c. Nikolaus &  
Anne Schneider**  
Nymphenburger Str. 3  
10825 Berlin

**Alois Schwarz**  
Hallgasse 6  
86720 Nördlingen

**Dr. h. c. Wolfgang  
Thierse, MdB**  
Deutscher Bundestag  
Platz der Republik 1  
11011 Berlin

**Dr. Friedrich Winterhager**  
Sedanstr. 12a  
31134 Hildesheim

**Dr. Wieland Zademach**  
Brücherweg 1  
53572 Unkel

**Mitarbeit:** CuS versucht eine Mischung aus aktuellen politischen Ereignissen, theologischer und politischer Diskussion, Aktualisierung religiös-sozialistischer Theologie und Politik, Aufarbeitung religiös-sozialistischer Geschichte und von Beiträgen, die sich um die Entwicklung einer Befreiungstheologie und einer entsprechenden Praxis in und für Europa bemühen. **Wir freuen uns über unverlangt eingesandte Manuskripte, auch mit Bildern.** (Allerdings können wir dafür nicht haften.) Wir danken unseren Autor(inn)en für ihre ehrenamtliche Mitarbeit. Auch Texte, die der Meinung der Redaktion nicht entsprechen, aber für unsere Leserinnen und Leser interessant sind, werden veröffentlicht. Gleiches gilt für LeserInnenbriefe. Wer regelmäßig geistesverwandte fremdsprachige Zeitschriften liest, sollte uns dies mitteilen und uns Artikel zur Übersetzung vorschlagen.

**Artikel:** Da die Redaktionsarbeit unentgeltlich erfolgt, haben wir nur in Ausnahmen Zeit für das Eingeben von Manuskripten. Wir bitten, uns Texte folgendermaßen zuzusenden:

- **Texte** in einem der PC-/Mac-üblichen Formate (RTF, TXT oder DOC) auf CD oder per E-Mail.
- **Bilder** bitte digital als JPG-, TIFF-, EPS- oder PDF-Format mit mindestens 300 dpi Auflösung. Keine Internetbilder (!), da sie nicht den Anforderungen des Offsetdrucks entsprechen. Im Notfall als scanfähiges Foto per Post.  
Adresse: cus@brsd.de oder reinhard-gaede@gmx.de, bzw. Reinhard Gaede, Wiesestr. 65, 32052 Herford.

**Sprache:** Wir wünschen uns eine Sprache, die die weibliche und männliche Form gleichermaßen berücksichtigt.

**Endredaktion:** Über einen Abdruck entscheiden die MitarbeiterInnen der Redaktion. Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

# **CuS. Christ und Sozialist. Christin und Sozialistin. Kreuz und Rose**

Blätter des Bundes der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands e.V./www.BRSD.de

*Erscheint seit 1948 (vorher gab es bis zur Unterdrückung durch den Hitler-Faschismus: Das Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes 1924–1933, das Rote Blatt der Katholischen Sozialisten 1929–1930 und die Zeitschrift für Religion und Sozialismus 1929–1933).*

## **Helmut Gollwitzer: Warum bin ich als Christ Sozialist? Warum wird ein Mensch Sozialist?**

Ein Mensch wird Sozialist, weil er entweder durch die Schäden des gegenwärtigen Gesellschaftssystems selber schwer getroffen ist, oder weil er sich mit diesen Betroffenen identifiziert, aus moralischen Motiven oder aus rationaler Einsicht in die Dringlichkeit revolutionären Veränderung oder aus beidem.

Ein Mensch wird Sozialist, wenn er die gesellschaftlichen Schäden nicht nur als Einzelphänomene erfährt oder beobachtet, sondern die Vordergrundsphänomene durchschaut auf ihren Zusammenhang hin: den Zusammenhang, den sie untereinander haben und den Zusammenhang mit den Grundstrukturen der gegenwärtigen Gesellschaft, mit der in ihr dominierenden Produktionsweise.

Solche Vordergrundsphänomene waren schon seit dem Frühkapitalismus: Arbeitslosigkeit, krasse Ungleichheit der Chancen und der Lebensverhältnisse, verheerende Wirkung der kapitalistischen Krisen auf ungezählte Existenzen, Ökonomische Ursachen internationaler Konflikte (Kriege), militärisch-industrieller Komplex (Rüstungsindustrie, Waffenhandel), Versklavung anderer Völker (Kolonialismus). – Hinzugekommen sind heute: Ressourcenvergeudung, Unmenschlichkeit der Städte, Landschaftszerstörung, Erhöhung der Produktivität durch verschärfte Zerstückelung und Mechanisierung der Arbeit (Taylorisierung) und der Effektivitätskontrolle, Wegrationalisierung von Arbeitsplätzen und Entqualifizierung der Arbeit durch neue Technologie, Diskrepanz zwischen Befriedigung der Konsumbedürfnisse und Frustration in den Lebensbedürfnissen, Kommerzialisierung der zwischenmenschlichen Beziehungen und der Sexualität, Zerfall der Familie, Unterwerfung der Bürger unter bürokratisch-technokratische Apparate.

Hinzu kommt, dass gleichzeitig mit der Befriedigung der materiellen Bedürfnisse der breiten Masse in den Industriestaaten die materielle Verelendung der Mehrheit der Weltbevölkerung ein in der Geschichte noch nie gesehenes Ausmaß erreicht hat. Die Frage drängt sich auf, ob der Wohlstand hier und das Elend dort ursächlich zusammengehören wie zwei Seiten derselben Medaille. (Auszug aus: Warum bin ich als Christ Sozialist?, CuS 1/1980)

### **Abonnements:**

Per Post:  
BRSD, Michael Distelrath  
Görlinger Zentrum 3, D-50829 Köln

Per Telephon:  
02 21/9 99 02 30

Per E-Mail:  
m.distelrath@netcologne.de

### **Bezugspreise (inkl. Versand):**

Inland € 25,- pro Jahr · Ausland € 33,-, pro Jahr  
Förderabonnement € 30,- oder mehr. Bitte überweisen Sie den Betrag jeweils zum Jahresbeginn an den BRSD e.V.

KD-Bank · BLZ 350 601 90 · Kt-Nr. 2119 457 010  
Internationale Überweisungen:

IBAN DE 15350601902119457010

BIC GENODED1DKD

Kündigungen werden zum Jahresende wirksam